Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Unter Betheiligung

der ersten deutschen Schriftsteller

herausgegeben

von

Alfred Meißner.

XXVI. Jahrgang. 19. Band.

Leipzig, Ernst Julius Günther. | New-York, L. W. Schmidt.

1871.

Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß

von

August Becker.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

New-York.
L. W. Schmidt.

1871.

Viertes Buch.

Im Sturm.

Erstes Kapitel.

Von Süden nach Norden wird das schöne Elsaß durchflossen von der Ill, lateinisch Alsa, welche unstreitig dem Lande den Namen gab. In gleicher Richtung mit den Wasgaubergen, deren Thalgewässer sie aufnimmt, und mit dem Rhein, dem sie ihre weiche Fluth unterhalb Straßburg zuführt, hält ihr Lauf so ziemlich die Mitte zwischen Gebirg und Strom und theilt die große elsässische Ebene in eine östliche und westliche Längenhälfte. Letztere ist die bei weitem reichere und und anziehendere; denn sie lehnt sich an die stolze Bergreihe, deren ruinengekrönte Waldhöhen, deren Wein- und Kastanienhänge auf eine dichte Bevölkerung in hunderten von alterthümlichen Städten und großen Thaldörfern herunter schauen.

Im Gegensatz zu diesen üppigen Fluren westlich

bis zum Gebirg, liegt östlich der Ill bis zum Rheine hin flaches, oft sandiges Land von zahlreichen Wäldern unterbrochen. Arm an Wasser und Naturreizen lockt diese Fläche den Wanderer nicht an, und verirrt sich einmal ein solcher dahin, so mag er sich weitab vom schönen Oberrhein in die Haideflächen Norddeutschlands versetzt wähnen.

Von Colmar abwärts bespült die Ill nach dieser Seite hin einen auf viele Meilen hin ausgedehnten Weidestrich, der von Alters her das Ried heißt. Noch heute nennt man die in demselben liegenden oder angrenzenden Orte die Rieddörfer. Nun schrieb sich die Stadt Colmar das einzige Besitzrecht auf dieses Ried zu, mußte es aber oft genug erleben, daß ihr von den fehdelustigen Edeln alles Vieh von den Grasflächen des Rieds hinweggetrieben, d. h. geraubt wurde. Auch glaubten die Freiherrn von Rappoltstein ein besseres Anrecht auf dasselbe zu haben und lagen daher mit der Reichsstadt in einem langwierigen Processe. Ja, man sagte den Colmarern sogar nach, daß sie nur durch falschen Schwur und listige Ränke seinerzeit vor dem Schiedsgericht des Pfalzgrafen in den vorläufigen Besitz des Rieds und des daran stoßenden Niederwaldes gelangt seien.

Der Niederwald aber war nur der südliche Theil

der üppigen Waldungen, welche den Lauf der Ill nebst dem Ried begleiten. Während oberhalb Colmar eine lange Reihe schöner und großer Orte sich in dem Flusse spiegelt, finden sich auf der weiten Strecke seiner Ufer bis nach Schlettstadt hin kaum eine oder zwei menschliche Ansiedelungen. Dort aber, wo der alte Landgraben das obere vom untern Elsaß abgrenzte und der Fluß sich in viele Arme theilt, breitet sich der Wald in üppigen Laubbeständen aus, durch welche die Wasser träge hinschleichen. Dieser Theil im Norden des Rieds heißt heute noch, wie zur Zeit unserer Erzählung, der Illwald. Er dehnte sich fast bis an die Thore von Schlettstadt aus.

Nun war es in der Nacht vor St. Marxentag des Jahres 1448. Da zog schweres Gewölk über die Wipfel der Eichen und Rüstern des Illwaldes. Die jungen Blätter zitterten und rauschten im Winde, der dann und wann zum Sturme anwuchs. Sonst war es still im Illwalde, wie in jeder Nacht. Lagerten doch selbst am Tage die Schauer der Einsamkeit über den dunkeln Gründen und schleichenden Wässern, damals vielleicht noch mehr als heut zu Tage. Der Uhu allein schwebte mit leisem Fluge, wie der Geist der Nacht selbst, durch den Wald hin und ließ hier und da seinen hohlen Ruf vernehmen. Vom Nordrande

aufgescheucht, wie es schien, setzte er sich dann und wann auf einen im Winde schwankenden und ächzenden Ast, sah mit den nachtgewohnten, unheimlich leuchtenden Augen den dunkeln Waldweg zurück und flog dann mit einem schaurigen „Huhu!" wieder in der seitherigen Richtung fort. Aus weiter Ferne mischte sich das dumpfe Geheul eines Mühlenhundes in das Rauschen und Brausen.

Es war eine unheimliche Nacht für den einsamen Wanderer, dessen Weg durch den Illwald führte.

Der Wanderer war ein Mann von mittleren Jahren, in der ärmlichen Tracht eines Kleinbürgers jener Zeit. An einem über die Schulter gelegten Stabe trug er eine Anzahl Siebe, so daß er den Stock beim behutsamen Vorwärtstasten nicht verwenden konnte. So bekannt ihm die Wege durch den Illwald sein mochten, fiel es ihm in jener Sturmnacht dennoch schwer, sich in der Mitte der Bahn zu halten, so oft sich der blasse Halbmond wieder hinter den eilenden Wolken barg.

Der Mann kam von der Seite des Rieds her. Er hatte sich in den Dörfern an dessen jenseitigem Rande zu lange aufgehalten und war nun auf nassen Pfaden durch die Grasfläche geeilt, um bei einer der wenigen Furthen oder Ueberbrückungen der Ill an das andere, westliche Ufer des Flusses zu gelangen. Dort,

wo der Illwald an den Niederwald stößt, mußte er nun die dunkeln Gründe durchwandern, die hinter sich zu haben er sehnlichst wünschen mochte. Es brauste und rauschte auch so ungeheuerlich in den Wipfeln, die Aeste schüttelten sich so drohend, der Uhuruf klang so schaurig, unheilverkündend. Und was trappelte dahin wie Pferdehufschlag auf weichen Wegen? Was rief wiehernd dazwischen und heulten die Hunde? Hetzte der wilde Jäger seine Meute durch den Illwald?

Horch! Was war das?

Ein durchdringender Laut durchknallte die Luft, und noch einmal ein starker, klatschender Laut, wie Peitschenknall.

Der arme Wandersmann fuhr erschrocken zusammen. Stehenbleibend horchte er in den Wald hinein, in der Hoffnung sich getäuscht zu haben. Aber der Peitschenknall wiederholte sich, bald schwächer, bald lauter und näher kommend. Dazwischen rasselte und klirrte es, während der Sturm im Walde fortbrauste. Die Furcht lähmte fast des armen Mannes Glieder, als er sich jetzt erinnerte, daß er sich in der St. Marxennacht im einsamen Walde befand, in einer der unheimlichen Lenznächte, durch welche die wüthende Jagd zu brausen pflegt und sträfliche Neugierde wohl auch den

Geisterzug derjenigen zu gewahren vermag, welche im Laufe des Jahres noch sterben werden.

So stand er im Innersten durchschauert, der Waldstelle nahe, wo ein anderer, von Mitternacht herziehender Weg den seinigen kreuzte. Der Lärm war nun ganz nahe. Der arme Mann konnte Pferdegewieher und Stimmen unterscheiden, deutlich und vernehmbar Menschenstimmen. Es zog heran und jagte vorüber, wie Schatten gespenstiger Reiter. Ein Wagen rasselte über die Kreuzung des Wegs; kaum erkennbar für das Auge, war er rasch wieder verschwunden. Aber Andere schienen zu folgen, der Grund dahinter von den Tritten einer großen Schaar zu beben und zu hallen. — Der ganze Illwald schien belebt.

Was war das? Was mochte es bedeuten?

Sich selbst diese Fragen stellend, verharrte der Wandersmann nur noch kurze Weile an seinem Platze. Noch stritt die Furcht mit der erwachten Neugierde; aber die Neugierde siegte zuletzt, und er schlich vorsichtig dahin, unmittelbar an die Kreuzung des Wegs selbst. Der riesige Stamm einer Eiche, welche gleich einer Vorwacht des Waldes an der Ecke des Kreuzwegs stand, konnte ihn decken. Als nun der arme Mann mit seinem furchtsamen Herzen und seinen gierigen Augen aus seinem Versteck hervorschaute, zog wie-

der ein Fuhrwerk rasselnd vorüber. Der halbe Mond trat eben in eine Lücke des Gewölks und warf seine Strahlen hell und leuchtend auf den mit menschlichen Gestalten besetzten Leiterwagen. Fast hätte der Lauschende sich durch einen Schrei des Schreckens und der Verwunderung verrathen, da er in Gesichter schaute, die ihm bekannt däuchten.

Rasch jedoch hatte der Mond sich wieder hinter die Wolken geflüchtet, Dunkelheit lag auf dem Wege. Diese war jedoch keine so undurchdringliche, daß der Lauscher nicht neben sich eine Gestalt gewahren konnte, die sich am Stamm der Eiche abhob. Seine Kniee knickten ein, mit blutleerem Antlitze starrte er dieselbe an. Schien doch die Gestalt ihn selbst in's Auge gefaßt zu haben. Kaum vermochte seine von Furcht gelähmte Zunge ein kurzes Stoßgebet hervorzustammeln.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

„In Ewigkeit, Amen!" erwiderte eine tiefe Stimme.

Dieselbe setzte jedoch sogleich die barsche Frage hinzu:

„Wer da?"

„Gutfreund!" lautete die bebende Antwort.

„Was für Gutfreund? Wer bist Du?"

„Ein armer Siebmacher."

„Was thust Du hier im Walde, Geselle, in der Nacht?"

„Bin verirrt, beim Handel verspätet“, stammelte der Siebmacher, worauf jedoch der Andere alsbald einfiel:

„In den Schenken bliebst Du hocken, bis sie Dich hinaus warfen. Man kennt Dich, Ittel! Und wo willst Du jetzt hin?“

„Bei den Illhäusern über's Wasser.“

„Was willst Du über'm Wasser?“

„Die Herberge in Gemar suchen“, war die kleinlaute Antwort.

„Geht nicht an! Magst weiter oben — beim rothen Haus hinüber, oder besser gar nicht. Halt!“

Der Unbekannte hatte sich von dem Erschrockenen abgewendet und sich nach der Richtung gekehrt, in welcher der Wagen verschwunden war. Während der Hall von Schritten aus dem Walde die Annäherung einer großen Anzahl Menschen verkündete, wiederholte er mit verstärkter Stimme seinen Ruf:

„Halt! Halt, ihr davorn!“

Das Geräusch des Fahrens verstummte, der Wagen hielt an.

„Ihr habt wohl noch Platz auf eurem Fuhrwerk für einen Mann?“ fragte der Unbekannte mit lauter Stimme.

„Nur für einen halben!“ ward entgegengerufen.

„Nun, so reicht es für unsern Pritschmeister Ittel vom Colmarer Schießen.“

„Ei, wo trieb man den Pritschmeister auf?“

„Beim Siebhandel im Illwalde. Er mag euch seine Schwänke vormachen und etwas vorlügen. Gebt ihm zu trinken, aber laßt ihn nicht laufen. Mag er euch den Weg kürzen. So und nun tapfer voran und thut das Eure! Vor Morgengrauen müssen wir an Colmar vorüber sein!“

Damit hatte der Unbekannte den Pritschmeister, der sich außer den Festzeiten sein Brod kümmerlich als Siebmacher suchte, nach dem Wagen hingezerrt und in denselben halb gehoben, halb geschoben, worauf der Fuhrmann die Peitsche klatschen ließ, so daß die starken Pferde wieder kräftig anzogen.

Dem armen Ittel war es bei Alledem gar wunderlich zu Muthe, wenn er auch nunmehr erkannte, daß er es nicht sowohl mit nächtlichen Gesichten, gespenstigen Erscheinungen und vorüberziehenden Schatten zu thun hatte, sondern in die Gewalt von Leuten gerathen war, die um eines bestimmten, wenn auch ihm noch unbekannten Zweckes willen auf einem Heerzug um Mitternacht durch den Illwald begriffen waren. Er wußte nicht, wie ihm geschah, als er sich so plötzlich aus der Einsamkeit des winddurchschauerten Forstes mitten in

die seltsame Gesellschaft auf dem rasch sich fortbewegenden Wagen gehoben sah. Der Mond trat nicht mehr aus dem Gewölk hervor, das gegen Süden und Südwesten hin noch schwerer über dem nächtig dunkeln Lande hing, während der Sturm die Regenschauer vorüber trieb, welche jetzt dann und wann auch schon den Ill- und Niederwald streiften und das forteilende Fuhrwerk bespritzten.

„Wenn so der Regen auf den Leib schlägt, thut ein Pokal Wein im Busen wohl!“ sprach jetzt einer von denen auf dem Wagen, indem er mit der Hand unterm Mantel sich auf ein Ding stützte, das beim Aufstoß wie eine Partisane klirrte. „He, Pritschmeister, meinst Du nicht auch?“

„Ja, ja!“ machte dieser mit entsprechendem Nicken des Kopfes, indem er den Umhersitzenden in die von den Mänteln halb verdeckten Gesichter zu schauen suchte. Aber er vermochte schon der herrschenden Dunkelheit wegen Niemanden zu erkennen.

Gleich darauf stieß ihn einer seiner Nachbarn an und reichte ihm einen gefüllten Becher dar.

„Trink, Ittel“, sagte derselbe hierbei. „Es löst Dir vielleicht die Zunge. Bist doch als Pritschenmeister ein Affenkerl und sitzest jetzt da, wie eine nasse Henne. Hast Du Furcht?“

Statt zu antworten, zog der Siebmacher Ittel vor,

zu trinken, was er auch besser verstand, als seine Worte wohl zu setzen.

„Nun, wie war's denn mit dem hochmüthigen Edelmann damals, dem Du den Klapps auf die gespannten Höslein gabst?“ fragte jetzt Einer aus der Gesellschaft. „Wer war's doch?“

„Der von Dahn war's“, versetzte ein Anderer, „Walther von Dahn. Ich sah die Geschichte an und lachte herzhaft mit. Meint' ich doch, der hochmüthige Junker wolle mich drob mit den Augen durchbohren.“

„Ist das derselbe Herr von Dahn, der jetzt mit den Straßburgern in Fehde liegt?“ fragte Jemand vom Ende des Wagens her.

„Derselbe“, war die Antwort.

„Nun so magst Du Dich getrösten, Ittel, so wird er Deines Klappses kaum mehr gedenken. Im andern Fall möcht' ich nicht eben in Deiner Haut stecken.“

„Ja“, sagte jetzt der arme Pritschenmeister, „ich greife gar manchmal nach meinen Ohren, ob ich sie noch habe und wenn ich vom Schlaf erwache, glaub' ich allemal, sie seien mir angenagelt.“

Ein etwas grausames Lachen ging durch die Runde, während der Pritschenmeister, jener Drohung des von Dahn eingedenk, mit der Hand nach seinen Ohren langte.

„Getröste Dich, guter Geselle“, fing dann wieder

Einer an, „der von Dahn hat im Unterlande jetzt genug zu thun, um seine eigenen Ohren zu bewahren, und wird kaum mehr an deine denken. Es steht leider so im Lande, daß Herren und Bürger wider einander ziehen und sich Schaden zufügen müssen, und doch ist das Land reich und groß genug für beide. Aber die Herren wollen es nicht anders und denken wohl nicht daran, wie viel schöner und lobenswerther es wäre, wenn sie mit den Städten in Frieden stünden oder an der Bürger Spitze gegen den wälschen Feind. Das wär' doch einmal ein rechter Krieg! Das hier ist keiner!"

Zum Schweigen und zur Vorsicht mahnendes Zischen und unzufriedenes Brummen, das Mehrere von der Gesellschaft auf dem Wagen hören ließen, bewirkte, daß der Redner verstummte und der arme Siebmacher und Pritschenmeister Ittel mit offenem Munde dasaß, ohne noch etwas zu vernehmen, das sein Nachdenken anregte und sein Erstaunen weckte. Eine stumme Pause war eingetreten, in welcher man nur das Klatschen der Peitsche vernahm, mit welchem der Fuhrmann die Pferde auf dem weichen Grunde des Waldweges zur Eile anspornte. Noch wartete Ittel eine Weile, daß wieder einer seiner Gefährten das Wort ergreifen würde. Als er jedoch vergeblich geharrt hatte, drängte es ihn endlich zu der Frage:

„Aber, liebe Leute, woher des Wegs in der Nacht und wohinaus, ihr Männer?"

„Das geht Dich nichts an", knurrte ihn drüben ein Nachbar an, dessen Antlitz er noch immer nicht erkennen konnte.

„Aber man wird doch wohl noch fragen dürfen!"

„Frag' nichts! Halt Dein Maul, Pritschenmeister, außer Du wirst selbst gefragt. Dann magst Du es weit aufmachen."

Der Pritschmeister that, wie ihm befohlen war. Er erkundigte sich nicht weiter nach seiner wunderlichen Reisegesellschaft, aber es stieg ihm doch nachgerade der Gedanke auf, daß er selbst nur deßhalb mit fortgenommen werde, damit er nicht von dem Zuge, der sich da in der Nacht durch den Ill- und Niederwald bewegte, Kunde in die benachbarten Orte bringen könne. Unterdeß war man mehr in den Strich der Regenschauer gekommen, welche die Nacht zu einer höchst unfreundlichen machten. Die Männer auf dem Wagen saßen, in ihre Mäntel verhüllt, stumm da und es schien, die meisten seien dem Schlaf in die Arme gesunken. Einiges Schnarchen machte sich auch bereits durch das Wagengerassel hindurch bemerklich, während es immer weiter in derselben Richtung fortging, als der Wald sich schon gelichtet hatte. Das Fuhrwerk lief über eine

weite Riedstrecke, wo der Wind und der Regen freies Spiel hatten, bis es wieder auf dunkle Wege zwischen rauschenden Waldgründen einlenkte.

Von Ittels Nachbarn, die sich gegen die mit Stroh gepolsterten Wagenleitern gelehnt hatten, erhob jetzt einer wieder den Kopf und gähnte laut und mit großem Kraftaufwand.

„Wo sind wir denn?“ fragte er unwillkürlich, indem er sich in der umwölkten Nacht umschaute.

„Wieder im Niederwald“, antwortete der arme Siebmacher.

„Wem gehört der?“ lautete die noch halb schläfrige Weiterfrage.

„Soviel ich weiß, der Stadt Colmar.“

„So! Kommen wir endlich an den Knöpflern vorüber?“

„Noch nicht, aber bald. Euer Weg geht also nicht nach Colmar hinein?“

„Frag' nicht zuviel, Pritschenmeister, sondern sag' an, wie kommt denn Colmar zu diesen Wäldern, nachdem ihm auch, wie man mir sagt, das Ried zugehört?“

„Hm, ja, das hat schon Mancher gefragt und fragen noch heute Viele, die's nicht wissen. Habt Ihr

noch nicht vom Colmarer Schwur gehört? Man sagt's eben der Stadt nach."

„Nein. Was sagt man wieder einmal denen von Colmar nach? Red' her!"

„Ihr seid doch nicht etwa von Colmar?"

„Nein, wir haben auch keine sonderliche Ursache, von den Knöpflern und ihrer Freundschaft viel Gutes zu denken. Also, red' frisch von der Leber weg."

„Nun", fing der arme Ittel an, „drüben am Gebirg gehört in dieser Gegend fast alles Land den Herren von Rappoltstein; die besaßen altherkömmlich das Recht, vom Hauenstein bis zum Hagenauer Forst hinunter Streifjagden anzustellen; sie sind ja auch die Patrone aller fahrenden Leute im Lande. Die Rappoltsteiner gaben vor, dieses Herkommen sei ein Lehen, machten auch Ansprüche auf alle Jagd im Niederwalde, ja, sprachen den Wald als Eigenthum an, weil er eine Zubehörde ihres Schlosses zu Gemar sei. Darauf klagten sie die Stadt an, den Grenzstein bei dem Dachsbrunnen mit dem Rappoltsteiner und Bergheimer Wappen weggenommen zu haben, und sagten noch allerlei Uebles dem ehrsamen Rathe nach. Half aber nichts, die Colmarer behielten den Niederwald, mußten jedoch gar böse Nachrede hören. Bejahrte, ehrbare und rechtliche Männer vom Lande sollten ausgesagt haben, daß vor

Jahren die Colmarer aufgefordert worden seien, ihre Rechte an das Ried und den Niederwald zu beweisen. Da kamen ihrer sieben auf Wägen nach dem Ried vor die Schiedsrichter und schwuren dort den Eid: „Bei dem Schöpfer über uns, wir stehen hier auf eignem Grund und Boden!“ Auf diesen Schwur ist freilich Ried und Wald bei der Stadt verblieben, von den sieben aber ist keiner eines natürlichen Todes verstorben. Denn der Schöpfer, bei dem sie sich verhießen, war ein Löffel, so sie auf dem Haupte unter der Mütze getragen, und in ihren Schuhen lag Erde, die sie am Fuße des Colmarer Galgens aufgenommen hatten. Solche Sage und Rede ging nemlich wider die Stadt, und wenn sie auch schriftlich ihr Recht vor dem Pfalzgrafen bewies und dieser ihr Wald und Ried nach Ueberzeugung zusprach, geht doch das Gerede vom Colmarer Schwur noch immer durch das Land.“

„Und das ist derselbe Wald, durch den wir eben gekommen?“ fragte der Mann im Mantel, indem er diesen dichter und höher an sich heranzog, als der Wagen wieder die freie Fläche gewann, über welche beim Morgengrauen der Wind jetzt mit ziemlicher Kühle, ja, frostig kalt hinblies.

„Derselbe Niederwald“, antwortete der arme Ittel, indem er sich halb vor Frost, halb vor innerem Schauer

schüttelte, als er bei dem Dämmerlichte des erwachenden Tages die eisernen Gugelhauben mehrerer der Männer gewahrte, welche mit auf dem Wagen saßen.

„Ist die Stadt noch weit?“ fragte Einer.

„Dort über den Erlengründen der Ill ragen ihre Thürme hervor!“ antwortete ein Anderer.

„Wenn die Knöpfler sich träumen ließen, wer in dieser Stunde —“

„Bst!“ ließen sich wieder mehrere Stimmen vernehmen. „Laßt die Knöpfler schlafen und träumen!“

Und weiter rollte der Wagen ohne Verzug über das Ried, das weiche Geleise entlang, das ein anderer Wagen schon vor ihm an diesem rauhen Morgen in den Grund geschnitten hatte.

Zweites Kapitel.

Ha! Die Mausfalle!

Es war in der Frühe des St. Marxentags Anno 1448, als einige Reiter auf einer Waldblöße hielten, die nur durch wenige höhere Bäume und dazwischen stehendes Unterholz von dem davorliegenden freien Felde getrennt war. Man vermochte von der Stelle wohl hinaus ins Land zu blicken, konnte selbst jedoch von draußen schwerlich wahrgenommen werden, da das Gebüsch die Lichtung deckte.

Schon längst war der Tag angebrochen, aber mit dem trüben Lichte eines stürmischen Morgens unter einem grauen Morgenhimmel lag er über der vom nächtlichen Regen durchfeuchteten Erde. Während die Pferde von dem langen und scharfen Ritt noch dampf=

ten, das nasse Gras der Waldblöße zerstampften und die Nüstern in den kalten Morgenwind hoben, waren die Reiter abgestiegen. Sie hielten scharfe Ausschau und unterhielten sich dabei in gedämpftem, fast besorglichem Tone. Dabei spähten sie besonders nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin, woher sie entweder die Ankunft Anderer erwarteten, oder zu fürchten hatten.

„Die Sache fängt an, mir nicht mehr zu gefallen", sprach einer der Männer mit bedenklichem Kopfschütteln zu einem Andern, mit welchem er etwas bei Seite hielt. „Der Tag ist schon weit vorgerückt, und wir können noch immer nichts beginnen. Wo steckt denn der Lange?"

Der, an welchen die Frage gerichtet war, zuckte die Achseln.

„Ich sehe noch nichts von ihm", sprach er dann durch das Strauchwerk hinausblickend. „Aber, wo Teufels bleiben denn die anderen Bärenhäuter?"

„Die liegen sicherlich nicht auf der faulen Haut", meinte der Erstere wieder. „Sie mögen genug zu thun haben, um auf den grundlosen Waldwegen fortzukommen. Zu Roß geht es wohl noch und auch wohl noch zu Wagen. Aber die zu Fuß! Sieben Stunden in vier zurücklegen ist auf solchen Wegen und in solchem Wetter viel verlangt. Hu! Wie frostig."

„Der Weg ist weit und wir sind erst gegen Mitternacht daheim weg, zu spät! Ich sagt' es ja gleich!" antwortete der Zweite etwas unmuthig. „Wir hätten leicht einen Tag länger warten, die Sache überlegen und besser vorbereiten können. Man bricht dergleichen nicht auf dem Knie ab. Aber, wer wollt' noch auf mich hören!"

„Was man heut' thut, ist morgen gethan."

„Was heut' mißlingen muß, kann morgen glücken. Nun wird wohl aus der ganzen Geschichte nichts."

„Auch mir bangt für unser Vorhaben. Aber der Anschlag ist doch fein ausgeheckt und wohl bedacht, — wir wollen demnach erst sehen."

„Fein ausgeheckt, wohl bedacht?" fragte der Andere jetzt entgegen. „Thorheit baut auf schlechten Grund. Weiberworte, falsche Brücken —"

„Weibeslist kann uns berücken, meinst Du. Es soll wirklich ein Mägdlein mit im Spiele sein. Aber Du weißt wohl selbst, was ein solches einem jungen, schmucken Gesellen zu Liebe zu thun vermag."

„Hm!" machte der Mißtrauischere. „Herrengunst, Aprilenwetter, Frauenlieb' und Rosenblätter — — ich weiß, wie viel man auf Frauenliebe bauen kann."

Und wär' das Fäßlein noch so rein,
So findt' man Drusen drinnen;

So welch' Jungfräulein säuberlich sein,
Die sind von falschen Sinnen."

„Nun! Er wird sich dabei wohl vorgesehen haben", wandte der Erstere jetzt wieder ein, indem er den Hals seines Pferdes streichelte. „Er hält doch sonst den Kopf frei und hat das Herz auf dem rechten Fleck. Auch der Hanns Krümmler ist mit im Spiel; das ist ein verschlagener Kopf und wird das Seine thun."

„Der Fiedelhanns?"

„Der Geiger, ja! Ein ehrlicher Geselle, obgleich ein Spielmann."

„Mag dem so sein. Aber geben sie ihm nur so viel zu trinken, bis er überläuft, so schwimmt sein Geheimniß oben."

„Den kennst Du noch nicht — der hält was."

„Er mag halten, so viel er will; auch e r ist geaicht, und gießen sie nur ein Uebermaß zu, so kriegen sie aus ihm heraus, was sie wollen. Wer weiß, was die da drüben gegen uns vorhaben!"

Damit war derjenige der beiden Reiter, welcher zuletzt gesprochen hatte, ohne den Zügel seines Rosses loszulassen, auf einen Baumklotz getreten, der da umgestürzt auf der Waldblöße lag, womit er einen freieren Ausblick gewann.

„Straf mich Gott“, fing er an, „da drüben liegt das Nest, nahe genug. Sieht es nicht verlockend aus?“

Auch sein Gefährte hatte jetzt den Fuß heraufgesetzt und schaute über das vom Wind bewegte Laubwerk des Unterholzes hin auf ein bethürmtes und ummauertes Städtchen, das drüben im trüben Lichte des stürmischen Morgens auf dem Blachfelde lag.

„Das ist es?“ fragte er erstaunt. „Ha! Die Mausfalle!“

„Ja wohl, eine Mausfalle“, bestätigte der Andere. „Und obgleich die Mäuse es wissen, gehen sie doch an den Speck. Hollah, wer kommt?“

Hier wurde das Zwiegespräch durch ein Rascheln im nassen Gebüsch unterbrochen, und gleich darauf trat eine lange Männergestalt in einem von der Nässe triefenden Mantel auf die Lichtung und in den Kreis der harrenden Reiter. Der Ankommende spritzte, während man ihn anrief, ruhig den Hut ab und schüttelte den Mantel, daß die Tropfen zu Boden sprühten.

„Nun, wie steht es?“ fragten mehrere Stimmen zugleich.

„Alles noch auf dem alten Fleck, Mauern und Thürme.“

„Das können wir selbst sehen. Noch kein Thor offen?“

„Von zweien keines. Das Nest müßte ein drittes haben, das ich nicht entdecken konnte.“

„Nein, es ist kein drittes da“, versicherte jetzt derjenige, welcher sich gegen seinen Gefährten so bedenklich geäußert hatte.

„Hast Du nichts vom Fiedelhanns wahrgenommen?“ wurde weiter gefragt.

„Nichts. Keinen Hauch.“

„Was macht denn der Schelm? Auch sonst kein Zeichen?“

„Keines.“

„Nichts Verdächtiges?“

„Gar nichts. Es ist, als ob das Nest ausgestorben wäre.“

„Hol' es der Henker! Was soll denn das bedeuten?“

„Ich denke, sie schlafen noch“, bedeutete jetzt der Berichterstatter trocken, indem er sich aus dem Kreise hinwegwandte und aufmerksam den Waldweg entlang sah, bis er endlich, diesen Weg einschlagend, langsam weiter schritt.

Unterdeß hatten Mehrere wieder den Baumklotz bestiegen, um über das vom Wind bewegte Buschwerk hinaus nach dem Städtchen zu schauen und die Bemerkungen von der Mausfalle zu wiederholen. Mittlerweile fuhr ein Wagen mit keuchenden Pferden lang-

sam durch den Wald heran, andere folgten, und bald hatte sich auf der Waldblöße ein bewegtes Leben entwickelt. Bewaffnete Männer standen umher und plauderten mit Gestalten, welche in der Tracht von Pilgerinnen mit nicht sehr sittsamen Sprüngen von dem einen Wagen ins Gras herunter gesetzt waren. Da und dort fiel ein grobes Scherzwort, da und dort erging man sich in derben Neckereien. Dazwischen fielen aber auch andere Reden, die eine gewisse Besorgniß, oder doch einen Zweifel aussprachen, während sich etwas beiseits, unter einer freistehenden Buche, Mehrere gesammelt hatten, welche sich offenbar ernstlich beriethen, was zu thun sei. Indessen wurden die müden Pferde ausgespannt, die Wagen umgekehrt und mit solchen Rossen bespannt, welche schon früher auf der Waldblöße angelangt waren und sich ausgeruht hatten, worauf es rasch wieder in der Richtung abging, aus welcher man nach dem Sammelplatze gelangt war.

Mitten in diesem Getriebe machte sich dann eine Stimme geltend, die Keiner hörte, ohne den Kopf nach der Seite zu wenden, woher sie ertönte. Es war ein Mitglied der Berathenden unter der Buche, eine hohe, kräftige Gestalt im weiblichen Pilgerrock. Vortretend erklärte diese Person mit lauter Stimme:

„Lieben Freunde, Männer, Meister und Gesellen!

Nachdem ihr mir zu dem Fürhaben, das mir aus treuem Gemüthe eingegeben ward, bis hieher sonder Furcht und Bedenken gefolgt seid als Freunde, fromme Bürger und tapfere Männer, einen trefflichen Mitbürger aus harter Gefangenschaft zu lösen und, so Gott will, die Feinde eurer Stadt zu strafen, so meinen diejenigen, mit denen ich mich berathen, daß wir alsbald starken Gemüthes und unerschrockenlich die Sach' beginnen und vollführen wollen und nicht länger größerer Zahl der Unsrigen warten, die zu Fuß gehend nachkommen. Es ist hohe Zeit. Wer aber mit Worten und Rathen weitere verlieren will, mag wider mich reden."

Eine Pause trat ein, dann folgte ein Gemurmel.

„Die Stadt ist fest und wir sind hier erst wenige", ließ sich endlich Einer laut hören. „Ein verschlagener Feind steckt hinter den festen Mauern dort, und so dürften wir wohl harren, bis unsere vierhundert Brüder hinter uns stehen. Dann brauchen wir auch die Falle nicht zu fürchten, in die wir jetzt leicht gerathen dürften."

Wenn sich nun auch lauter Widerspruch gegen diese Rede erhob, so fand der Vorschlag doch auch bei Einigen offenen Beifall. Die Gestalt im weiblichen Pilgergewand hörte es, nagte an der Unterlippe und hub dann wieder an:

„Der Einwand soll gelten. Wer zweifelt, mag hier bleiben und die Brüder erwarten, die noch zu Fuß oder Wagen anlangen werden. Es müssen ohnehin Leute hier am Sammelplatz verweilen und ausharren, bis unsere Freunde kommen. So aber Etwelche unter uns sind, die ob unserm Fürhaben Reue haben oder Furcht in sich fühlen, mögen sie ganz umkehren, ohne Rüge und Verdruß.“

„Vom Frauengeziefer fühlt Niemand Furcht oder Reue!“ rief jetzt eine Stimme mit Humor.

„Aber“, warf eine andere Stimme ein. „Etliche mögen müde sein oder sich durch den Pilgerrock beengt fühlen.“

„Dann aus damit, wir sind unserer immer noch genug.“

„Mir den Frauenrock“, rief jetzt derselbe Geselle, welcher zuerst mit den Reitern auf dem Sammelplatz angelangt war und gegen einen seiner Gefährten kein Hehl aus seinen Bedenklichkeiten gemacht hatte. „Nimm meine Stelle ein, Caspar, und laß mich auf den Frauenwagen.“

Der Angesprochene sah nach der Person im Pilgergewande hin, die hier das entscheidende Wort führte. Ein Nicken derselben hieß den Vorschlag gut, und Caspar zog denn auch sofort den spannenden Rock von

seinem feisten Körper über sein volles, rothes Gesicht und warf ihn pustend seinem Nachbar zu.

„Da, Wenzel!", rief er. „Sieh zu, wie es Dir im Weiberrock ergeht. Ich will nur in meiner natürlichen Gestalt in das Nest hineinkommen, wenn es einen guten Schluck drinnen giebt, die Kehle zu schwenken."

Während nun aufrufende und befehlende Worte erschollen und rasch sich die Haufen schieden, in Glieder reihten und Ordnung in das bunte Getriebe kam, hatten auch die seltsamen Pilgerinnen wieder ihren Wagen bestiegen. Derselbe lange Mann im Reitermantel, welcher gleich bei seiner Ankunft zu Pferde aus dem Sattel gesprungen war, um die Stadt zu umschleichen und nach den Thoren zu sehen, stand jetzt hochaufgerichtet am Frauenwagen im hastigen, aber leisen Gespräch mit der Pilgerin, welche auf dem Sammelplatze so eben das große Wort geführt hatte. Diejenigen, welche zunächst standen oder schon auf den Wagenbänken saßen, konnten nur so viel verstehen, daß von Conrad Lang die Rede war, der nicht säumen werde, sofort nach seiner Ankunft mit der Hauptschaar nachzurücken, während ein Haufe fürs Erste den Sammelplatz noch besetzt halten, ein anderer aber durch den Wald um die Stadtmauern rücken sollte, um eine Seite des Ortes zu beobachten, Niemanden durchzulassen,

das zweite Thor je nach Gelegenheit in der Stille zu besetzen oder rechtzeitig mit den Beilen einzuschlagen.

Unterdeß hatte sich der dicke Caspar an einige Gesellen gemacht, die dort in Waffen bereit standen. Scheinbar, um Andere sorglos zu machen, in Wahrheit jedoch wohl, um den eigenen Muth aufrecht zu erhalten, versetzte er sich in diesem ernsten Augenblick in seine Rolle als Cermonienmeister bei den Zunftfeierlichkeiten und hielt eine jene scherzhaften Anreden, wie sie beim Gesellenschleifen und anderen Gelegenheiten auf den Zunftstuben gehalten wurden. So sprach er:

„Nun wirst Du kommen vor eine Stadt, die auch ihre Mauern und Thore hat. Wenn Du nahe hinzu bist, setze Dich eine Weile nieder und warte, bis der Pförtner kommt und Dich fragt, ob Du nicht herein kommen mögest. Willst Du das thun?"

„Ja!" antwortete herzhaft der und jener.

„Du sollst es nicht thun, sondern selbst zum Thore hineingehen, wenn man Dich läßt", fuhr der dicke Caspar fort. „Da wird Dich der Thorwart anschreien und fragen: Woher, Junggeselle? Denn die Thorwärter sind zuweilen spitzfindig und wollen immer gern etwas Neues erfahren. Also thust Du, als ob Du nicht hörest und gehst nur immer fort. Schreit er alsdann Dich wieder an, woher? so schreie zurück und

sprich: Da komm' ich aus dem Land, das nicht mein ist! So wird es ihm ein großer Spott vor Andern sein. Willst Du das thun?"

„Ja!"

„Du sollst es nicht thun, sondern, wenn Dich Jemand um eine Sache fragt, so unterricht' ihn fein und sprich — —"

„Nichts sprich, sondern mach' voran und halt' Dich gut!" fiel der Lange im Reitermantel ein, der sich von dem Pilgerwagen ab zu den hier aufgestellten Leuten gewandt hatte. „Und Du, Caspar, halt jetzt Dein Maul, — es ist wahrlich Zeit!"

Damit hatte er den Dicken etwas unsanft auf die Seite gedrängt, indem er sich an die Spitze der Schaar stellte.

„Oho, Kunz!" brummte Caspar. „Immer so grob als lang!"

Der lange Kunz aber hörte nicht weiter auf ihn, sondern zog unverweilt mit seinen Leuten von dem Platze hinweg durch den Wald. Unterdeß fuhr in entgegengesetzter Richtung schon der Wagen mit den seltsamen Pilgerinnen langsam auf dem Wege dahin, welcher durch das Gefilde vor dem Walde nach dem Thore der andern Stadtseite führte.

Drittes Kapitel.

Nun freue Dich, gut Kätherlein!

Die Pilgerinnen, welche den Weiberwagen eingenommen hatten, sahen mit pochendem Herzen, wie ihr Fuhrwerk durch die aufgeweichten Wege, in einiger Entfernung von den Umfassungsmauern des Städtchens Herlisheim, durch die Felder und Wiesen hin sich mühsam fortbewegte und nur allmählich dem Thore näherte, dessen Thurm bereits hinter den Pappeln und den Weiden sichtbar wurde. Aller Augen waren jetzt dorthin gerichtet, besonders auch diejenigen der Person, welche vorhin auf dem Sammelplatze das Volk angeredet, die Haufen geordnet und dann noch am Wagen selbst dem langen Kunz Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte. Die hohe, kräftige Gestalt hatte ihren Platz ganz

hinten auf dem Wagen gewählt, wo sie sich oft von ihrem Sitze erhob, aufrecht stehend mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem Thorthurm hinüber schaute und dazwischen manchmal scharfen Blickes die Besatzung des Frauenwagens selbst übersah. Auf jeder einzelnen dieser seltsamen Pilgerinnen verweilten dabei forschend und musternd die lichten Augen, bis endlich von den Lippen folgende Worte kamen:

„Liebe Gesellen! Unserer sind wenige, nur zwölf auf dem Wagen, die das Wagstück unternehmen wollen. Besser aber, wir sind nur die Hälfte, als daß Einer unter uns sei, auf den kein Verlaß wäre. Noch ist's Zeit für jeden, der zurücktreten will.“

„Niemand will es!“ ward nach einer kleinen Pause von allen Seiten entgegnet.

„Gut denn! So bleib es bei dem Dutzend, wenn alle starken Gemüths und unerschrockenlichen Sinnes sind, aber auch in Allem thun wollen, wie angeordnet ist. Nur noch Eines hab' ich euch nun zu sagen zu wiederholten Malen: Thut dem alten Thorwart kein Leid an. Kein Haar darf ihm gekrümmt werden! Hört ihr: Kein Haar! Geht also in jedem Fall fein säuberlich mit dem alten Manne um.“

Wieder trat eine Pause ein, dann ein Flüstern.

„Den Sträuchlin schonen?“ raunte seinem Nachbar

der Geselle zu, welcher das Frauengewand des dicken Caspars angezogen und sich zuletzt noch zu den seltsamen Pilgerinnen gesellt hatte. Welch' zärtliche Fürsorge für den Wärtel! So lang er sich nicht wehrt, ja! Macht er sich aber unnütz, so mag er einen Spieß in den Wanst kriegen! Ich habe mich nicht auf den Frauenwagen gesetzt und den verdammten Rock da angezogen, um noch Umstände zu machen."

„Wir sind aber doch auf frommer Pilgerfahrt", meinte der Andere mit einem Lächeln auf sein Gewand blickend.

„Hm, ja! Und fahren dahin, wie die Schafe in den Pferch. Aber meinst Du wohl, mir sei dieser alte Kerl am Thor ein Heiliger, den man nicht anrühren dürfe?"

„Das Kätherlein ist sein Kind!" warf der Andere leise, aber bedeutsam mahnend ein.

„Um so schlimmer! Ich hab' allweg gehört, wo Männer thöricht werden, ist ein Weib im Spiel."

„Nicht also!" entgegnete der Andere. „Es ist keine Thorheit, sondern ein wohlbedachter Anschlag."

„Wohl bedacht und — ausgelacht", fuhr jener Geselle fort. „Die Dirne hat ja wohl das mit der Pilgerfahrt fein ausgeheckt. Hat man je gehört, daß man sich zu Kriegszügen in Frauengewänder steckt?

Sie glaubt wohl selbst nicht, daß wir so thöricht ihrem Rathe nachleben würden. Doch Weiberlist macht aus Männern Narren. Aber straf' mich Gott, wenn ich am Thore Umstände getten laß. Der Sträuchlin ist für mich nicht gefeyt."

„So thätest Du besser, noch jetzt von der Sache abzustehn, und mit einem Sprung aus dem Wagen wär' es geschehn."

„Ich muß dabei sein!" versetzte der Geselle entschlossen, indem er seinen Pilgerrock enger zusammenzog. „Muß sehen, was hier geschieht und hinter der Sache steckt. Und wer weiß, wie viel Unheil ich abwenden kann. — Wenn man wirklich mit uns einverstanden, wo ist das Zeichen dafür? Siehst Du etwas am alten Thorthurm?"

„Nein, ich nicht. Aber die rechten Augen werden es schon sehen", meinte der Andere mit einem Blick nach der aufgerichteten Gestalt hinten im Wagen.

„Aber, wie gemahnt Dich das Nest?" fuhr der mißtrauische Geselle fort. „Eine richtige Rattenfalle, he!"

„Man scheint es eben nicht auf uns abgesehen zu haben, — die Falle ist nicht gespannt, das Thor geschlossen, wenn ich richtig sehe!"

Der Geselle, an den die Worte gerichtet waren, wollte seinem Mißtrauen weiteren Ausdruck geben, als

er aufblickend bemerkte, daß ihn die Augen der hier maßgebenden Person vom letzten Platze des Wagens her beobachtend streiften und dann weiter glitten, um auf einer der Pilgerinnen zu haften, die gleich Allen in einen braunen Weibermantel gehüllt war und dem Fuhrmann zunächst auf dem vordersten Sitze des Wagens saß.

„Martin!" rief die wohlbekannte Stimme. „Gedenke nur dessen, was wir besprochen. Kein Wort zu viel, keins zu wenig."

Zur Bekräftigung ihres Einverständnisses nickte die angerufene Person zurück. Dann ging es wieder in aller Stille vorwärts, und kein Wort unterbrach weiter das Rasseln des Wagens, als dieser jetzt, von dem Feldwege auf die Straße gelangt, etwas rascher zufuhr, und zwar unmittelbar dem Thor entgegen. Man war nunmehr demselben näher gekommen, und Jedermann im Wagen konnte bemerken, daß das Thorhaus noch verschlossen, der feste Eingang zur Stadt durch die aufgezogene Brücke gesperrt war. Erstaunt sahen sich die wunderlichen Pilgerinnen an; man schien sich gegenseitig fragen zu wollen, was das zu bedeuten habe, und wie man bei geschlossenem Thore über den tiefen Graben und die hohen Mauern in das Städtchen gelangen solle. Endlich aber blieben Aller

Augen auf der Person haften, die hier die wichtigste schien, wenn sie auch den Platz hinten am Wagen gewählt hatte. Die hohe aufrechte Gestalt hatte sich fester in den Pilgermantel gehüllt und blickte noch immer unverwandt und ohne eine Miene zu verziehen, gegen das Thorhaus hin. Welche Beklommenheit die Brust unter dem braunen Mantel preßte, vermochte Niemand zu erkennen. Aber man hätte auf die peinigende Stärke derselben nach dem Seufzer schließen können, der mit einem Mal aus der Tiefe des schwerbelasteten Herzens stieg und erleichternd die kräftige Brust hob.

Allen im Wagen war dieser befreiende und erleichternde Seufzer vernehmbar gewesen, und als sie nun den Blicken folgten, welche so unverwandt drüben am Thorhaus hingen, bemerkten sie, wie sich die Zugbrücke unter widerlichem Geräusch senkte und auf den diesseitigen Rand des Stadtgrabens niederfiel.

Eine fieberhafte Ungeduld und Aufregung bemächtigte sich jetzt der kleinen Schaar auf dem Wagen.

„Fuhrmann“, schrieen mehrere Stimmen, „hau zu! Treib Deine Mähren an! Höll' und Tod, hau zu! Der Wärtel kommt uns sonst zuvor! Zeig' Dich jetzt, Ittel!“

Es schien sich nämlich vor Allem darum zu handeln, schleunigst auf die Brücke zu fahren, bevor der Thorwart Zeit fände, dieselbe zu überschreiten und

den Zugang durch den Zollbaum zu sperren. So klatschte denn die Peitsche plötzlich mit Wucht in die Pferde ein, und der Wagen rasselte mit möglichster Schnelligkeit der Brücke zu.

Fast litt es die Leute nicht mehr auf dem Pilgerwagen, und am liebsten wären sie herausgesprungen, um alsbald gegen Brücke und Thor zu stürmen und sie im ersten Anlauf zu nehmen. Aller Augen heischten gleichsam Erlaubniß und Befehl hierzu von der Person, die sie geben konnte; deren Haltung und Gesichtsausdruck aber gebot Ruhe und Zurückhaltung, während der Pförtner des Städtchens den Anfahrenden bereits zuvorgekommen war. Selbst auf die Gefahr hin, die Reisenden zu beschädigen, hatte dieser den schweren Zollbaum fallen lassen, so daß die Pferde des Wagens beinahe erschlagen worden wären, als sie gerade noch durch die schon vorliegende Barre unmittelbar zum Stehen gebracht wurden.

Der alte Sträuchlin, wohlbestallter Thorwart zu Herlisheim, empfing die Reisenden, wie wir bereits wissen, in nicht sehr rosiger Laune. Nach dem ungewohnten nächtlichen Trinkgelag brummte ihm der Kopf, und er war nicht in der Stimmung, gegen unbekannte Wallfahrer eine Höflichkeit und Rücksicht walten zu lassen, die er auch sonst nicht überflüssig übte.

So knurrte er denn auch, wie ein Kettenhund, die Zufahrenden an und zeigte keinerlei Achtung vor den frommen Frauen, die auf einer Pilgerfahrt begriffen waren, wie sie ihm selbst sagten.

Rauh und brummig forderte er den Herrenzoll. Und als ihm eine der Pilgerinnen, welche neben dem Fuhrmann saß, darauf hin ein Geldstück reichte, wollte er trotz aller guten Worte dasselbe nicht nehmen, schalt auf die schlechte wälsche Münze und auf die Weibergesellschaft im Wagen selbst, indem er sich so, wie die Chronik berichtet, mit vielen Zankworten unnütz machte.

Denen auf dem Pilgerwagen begann nachgerade die Geduld zu reißen. Mehrere rauhe Stimmen mischten sich in den Streit.

„Wie mag der alte Kerl ehrliche Frauen auf ihrer Heilthumsfahrt aufhalten!"

„Beim Henker auch, schlag' dem groben Filzen auf sein breites Maul!"

„Ja, Martin, mach' nicht länger Umstände!"

Da, mit Einem Male erscholl der Ruf vom Hintertheil des Wagens her:

„Pilgram herab!"

Und im Nu waren die Pilgerinnen mit nicht sehr züchtigen Sprüngen über die Wagenleitern und den Zollbaum gesetzt. Während sich die Mehrzahl auf den

überraschten Thorwart warf, zogen Andere rasch den Zollbaum wieder auf und trieben den Fuhrmann an, mit aller Macht zuzufahren, um den Wagen auf die Brücke und in die Thorhalle zu bringen.

„Nun halt' Dich gut, Ittel, und es soll Dir fortan wohl gehen!“ rief man ihm zu.

Unterdeß sah sich der Thorwart förmlich überrumpelt und an den Brückenrand gedrängt. Mit kräftigen Armen suchte er sich des plötzlichen Angriffs zu erwehren und schlug derb und grob auf die wilden Pilgerinnen los, die unter ihren Weiberröcken die Knochen und Fäuste von Männern verhüllten, wie er rasch inne geworden war. Mit all seiner rüstigen Kraft konnte der Thorwart gleichwohl nur den Grimm der Gegner noch reizen.

„Thut ihm kein Leid an!“ ertönte jetzt die Stimme wieder, welche hier zu befehlen hatte. „Kein Haar werde ihm gekrümmt!“

Aber der Befehl wurde in dem augenblicklichen Tumult und Wirrwarr kaum vernommen oder kam zu spät. Denn schon war der arme Thorwart über den Brückenrand gehoben, und schwer fiel jetzt sein Körper in den Stadtgraben, daß er untersank und das Wasser klatschend über ihm zusammenschlug.

„Mein Vater! Mein Vater!“

Es war ein durchdringender, markerschütternder Schrei, der jäh und gellend aus dem Thorhaus erscholl und das Ohr einer der Personen im Getümmel auf der Brücke so furchtbar traf, daß derselben alles Blut aus den Wangen wich und zum Herzen zurückfloß.

„Wer hat sich das unterfangen?“ ließen sich die bleichen Lippen vernehmen. „O, mein Gott, mein Gott!“

Aber keine Frage ward hier mehr gehört, Niemand nahm sich Zeit, solche zu beantworten. Wie reißende Thiere liefen die grimmigen Pilgerinnen über die Brücke gegen das Thorhaus, um den Zugang zur Stadt zu gewinnen, ohne sich weiter um den unglücklichen Wärtel zu kümmern. Während die Einen schon kampfmuthig die Beile schwangen, nahmen sich Andere im Eifer des Sturms nicht einmal mehr Zeit, ihr unbequemes Gewand zu schürzen und die kurzen Schwerter zu ziehen, die sie unter ihrer Verkleidung trugen.

Gleichzeitig war auch der Fuhrmann mit dem Pilgerwagen über die Bohlen der Brücke gejagt, daß es donnerte und krachte. Ihm lag offenbar daran, im Sturm auf das Thor allen, die ihm voranzueilen trachteten, zuvorzukommen. Wüthend hieb er in seine Pferde ein, — man hätte in ihm den armen verschüchterten Siebmacher, den man in der Nacht im Illwalde

aufgehoben, kaum mehr erkannt. Aber Ittel war mit vielen Wassern gewaschen und hatte vor der Zeit, wo er als Pritschenmeister bei festlichen Gelegenheiten waltete, schon als junger Fuhrmann das Land mannichfach durchzogen. Heute und bei der nächtlichen Fahrt an der Ill herauf, hatte er, als erst der Tag kam, bald erkannt, unter wen er gerathen war, und sich in der Verlegenheit nützlich zu machen gewußt, als einer der Fuhrleute unterwegs erkrankte und zurückbleiben mußte. Hier aber im entscheidenden Augenblick vor dem Stadtthore zu Herlisheim, war dem Ittel eine wichtige Aufgabe geworden. Vorsorglich hatte man sich des über der Pforte hängenden Gatters erinnert, das, herunter gelassen, auch dann noch die Stürmenden aufhalten und ihnen das Eindringen wehren konnte, wenn sie schon im Besitz der Thorbrücke waren. Drum lag Alles daran, den Wagen dahin zu bringen, wo sein Holzwerk das fallende Gatterwerk so auffinge, und aufhielte, daß unten noch Raum für tapfere Männer blieb, durchzukommen. Eine gefährliche Sache für den Fuhrmann. Aber Ittel zeigte einen merkwürdigen Eifer und schlug in die Pferde ein, daß der Wagen donnernd über die Brücke und der Pforte zurasselte, gegen welche gleichzeitig die entschlossene Schaar losstürmte. Mit großem Ungestüm und mächtigen Schrit-

ten und Springen rannten die seltsamen Pilgerinnen über die Brücke dahin.

Plötzlich jedoch stockte ihr Vordringen. Am Eingang der dunkeln Thorhalle, durch welche man von dieser Seite allein ins Innere des Städtchens gelangte, fanden die Stürmenden Widerstand von einer Seite und einer Art, die sie nicht vorausgesehen hatten, noch voraussehen konnten. Besorgliche Rufe und wilde Flüche schollen zurück und verriethen zwar Verwirrung und Bestürzung, aber den Nachfolgenden nicht, was das Vordringen da hemmte und hinderte.

„Was gibt's? Wo hängt's?“ fragte hastig ein junger Geselle, der seine Verkleidung bereits ausgezogen hatte, indem er den Pilgermantel in der Linken trug, während er herbeirennend seine blanke Wehr in der Rechten schwang.

„Um Gottes willen, Martin, wo ist unser Hauptmann?“ riefen Mehrere entgegen.

„Gleich hier! Vorwärts, Brüder! Das Thor besetzt! Von Eurer Eile hängt das Gelingen ab. Liegt es am Wagen, so soll der Kerl weiter fahren.“

Allerdings lag es mit an dem Pilgerwagen, der, das Thor zu zwei Drittel versperrend, gerade unter dem Gatterwerk hielt, welches im Herunterrasseln von seinen Leitern aufgehalten ward. Unter der engen

Oeffnung, die noch übrig blieb, stand aber hochaufgerichtet ein junges weibliches Wesen, mit blassem Antlitz, flammenden Augen und aufgelöstem braunem Haar, das ihr weit über die zarten Schultern hinunterfiel. Ihre Linke hielt noch den Strick des Fallgatters krampfhaft fest, ihre Rechte aber hob eine Streitaxt hoch empor, und ihre Haltung war so drohend und entschlossen, daß sich der Ernst ihres Willens und Vorhabens nicht verkennen ließ. Jeder Kopf, der hier sich niederbückend unter dem Gatter durchzukommen suchte, war in Gefahr, gespalten zu werden.

„Heiliger Gott, das Thurmkätherlein!“ rief Martin Butzer, der junge Geselle in der Küferei des Meister Schwarz, indem er sich vordrängte, um ihr zuzusprechen.

„Zurück, wenn Dir Dein Leben lieb ist!“ rief jedoch die Verzweifelte, ihre Axt schwingend. „Zurück, ihr Verräther und Mörder!“

„Kätherlein, mein Kätherlein! Was beginnst Du?“ ertönte jetzt eine andere Stimme, und eine der Pilgerinnen drängte sich durch den bestürzten Haufen.

Kaum hatte das arme Mägdelein Ton und Wort erfaßt, als die Axt in ihrer Hand zitterte, derselben entfiel und beide Arme an ihrem bebenden Körper heruntersanken. Aber rasch hoben sie sich wieder, wenn

auch nur, um die Hände zu ringen und das Antlitz in denselben zu verbergen.

„Was habt Ihr meinem alten Vater gethan?“ rief sie mit jammervoller Geberde und in herzerschütterndem Tone. „Gebt mir meinen Vater wieder, wenn Ihr könnt!“

„Ich kann's!“ lautete die Antwort. „Fall und Bad, so gegen meinen Willen und Befehl geschehen, sind ihm hoffentlich nicht zu Schaden gediehen. Und dennoch, Gott thue mir dieß und das, wo ich's nicht räche. Du aber, schön' Kätherlein, mein holdes Lieb, sei mir tausendmal gegrüßt!“

Damit war das verhüllende Frauengewand abgestreift und ein junger, hochgewachsener bewehrter Krieger, dem der Streitmuth, die Seligkeit der Liebe und der Feuereifer zu fernerem Thun aus den Augen blitzte, stand vor dem schwachen Mägdelein.

Jedoch, es war keine Zeit zur Weile. Während sein Mund die Geliebte beruhigte, gab sein Auge Befehle und leitete seine Hand das noch nicht vollbrachte Beginnen. Rasch war das Fallgatter wieder aufgezogen, der Wagen in die weitere Höhlung der Halle vorgefahren, die Frauengewänder abgeworfen und das Stadtthor von den kühnmuthigen Gesellen besetzt, die den Pilgermänteln entschlüpft waren.

„Schneidet die Stricke der Zugbrücke entzwei!“ flüsterte er beiseits, während er noch des Mägdleins Hand hielt. „Hängt von Thor und Mauer Pilgermäntel aus, daß sie im Winde fliegen, den Freunden draußen zum Zeichen. He, Martin, ist man in der Stadt schon aufmerksam?“

„Noch Alles ruhig. Niemand läßt sich sehen. Nur eine blondhaarige Magd sah vom Brunnen herüber und lief drauf mit ihrem Krug in die Gasse hinein. Sonst rührt sich nichts.“

„Eine Dirne?“ fragte aufmerksam der junge Krieger. „Schrie sie?“

„Nicht sogleich, aber weiter drinnen im Orte mag sie eben nicht geschwiegen haben.“

Auf diese Auskunft hin ließ der Führer der kleinen Schaar augenblicklich die geliebte Hand fahren und eilte mit hallendem Schritt durch die Thorwölbung, um einen Blick in das Städtchen zu werfen und nachzusehen, ob die Wachen ausgestellt seien, wie er's befohlen hatte. Es war Alles in Ordnung, die Gassen noch still und wie ausgestorben; von Mauer und Thor aber flatterte je ein Pilgermantel im Winde und die Gesellen riefen ihm von oben zu, daß die Freunde, in starkem Haufen heranrückend, nicht mehr fern seien. Dann kehrte er wieder nach der Stelle zurück, wo er sein Lieb gelassen hatte.

Ihr Vater hatte sich inzwischen zu ihr gesellt; in noch nassen Gewändern stand er dorten, an die Thormauer gelehnt, trüb vor sich hinstarrend und von dem Geliebten seines Kindes kaum bemerkt, als dieser jetzt herantrat.

„Nun freue Dich, gut Kätherlein!“ rief der Glückliche mit leuchtenden Augen. „Auf, leite mich zu dem Thurm, darinnen mein Vater gefangen sitzt. Die Andern mögen mir den Bastard fangen.“

Kätherlein wandte in bitterm Schmerze ihr Antlitz ab und sprach kein Wort. Der Alte jedoch hatte sich jetzt so viel gesammelt, daß er Kraft zu den Worten fand:

„Herman Schwarz von Schlettstadt, denn der seid Ihr wohl, Ihr habt mir heute das Leben gerettet, aber meinen ehrlichen Namen begraben. Schlechten Dank dafür. Ihr habt Euch einer schnöden List bedient, und die armen Leute hier müssen nun büßen, daß der Sträuchlin ein alter Lump geworden und eine Verrätherin ihres Herrn und Vaters zur Tochter hat.“

„Schmäht Euer Kind nicht, alter Mann!“ fiel der junge Schwarz ein. „Es ist jetzt nicht Zeit, viel darüber zu sagen. Aber besorgt nichts für die Einwohner des Orts. Verhalten sie sich nur ruhig, so geschieht Niemanden ein Leid. Und nun, guter Mann,

begebt Euch in Eure Stube und trocknet Eure Kleider. Ich werde Euch zu schirmen wissen, dafür bürgt mein Wort. Du aber, mein Kätherlein —"

„Ich bleibe bei meinem Vater!" schluchzte Kätherlein mit verhülltem Antlitz.

Der junge Bürger sah betroffen auf sie nieder. Endlich sprach er:

„So mag es sein. Ich darf nicht länger weilen. Noch könnt's mißglücken! Gott behüte Dich meinem Herzen."

Damit wandte er sich eiligst und folgte mit klirrenden Tritten den Genossen durch die Thorhalle.

Viertes Kapitel.

Ich bin's, Meister.

Es war eben kein Wunder, daß die zwölf Gesellen in Pilgergewändern, welche unter Anführung von Herman Schwarz von Schlettstadt vor Herlisheim rückten, sich in der Frühe des St. Marxentags des Thores zu bemächtigen vermochten und dieß fast unbemerkt bewerkstelligen konnten. Zwar war es die Gewohnheit unserer Altvordern, früh zu Bett zu gehen und früh aufzustehen. Aber diese Gewohnheit erlitt doch auch ihre Ausnahmen, und eine solche hatte in dem Städtchen Herlisheim stattgefunden, als dieses wegen seiner festen Lage und starken Mauern dem Heinz Grefe, Bastard von Lützelstein, in seiner Fehde gegen die Schlettstädter eingeräumt worden war.

Es konnte keinen glücklicher gelegenen Ort für

diesen Zweck geben, denn Herlisheim war gewissermaßen schon durch das vorliegende Colmar und die nebenliegenden Schlösser des reichen Freiherrn von Hadstadt gedeckt, sowie durch seine Entfernung von Schlettstadt so ziemlich vor einer Ueberrumpelung durch die beleidigten Bürger sicher. Ein Anschlag dieser Art konnte kaum unbemerkt und ungestört bewerkstelligt werden, wenn er nicht mit besonderer List und Vorsicht ausgeführt wurde. Und selbst, wenn der Ueberfall halbwegs schon gelungen war, konnte der Angriff noch von der zahlreichen und kampfgeübten Besatzung zurück geschlagen und in eine blutige Niederlage verwandelt werden. Denn der Bastard von Lützelstein hatte viel keckes, wagehalsiges und raublustiges Volk in dem festen Städtchen gesammelt, und ritt täglich mit seinen Reisigen auf Reuterei und Rauberei gegen seine Feinde aus, die er bis unter die Mauern von Schlettstadt beunruhigte, während sein Fußvolk sich an den Straßen umhertrieb, welche in's Oberland und durch das Gebirg nach Lothringen führten, Alles aufgreifend, was von Schlettstadt kam oder dahin ging.

Außer diesen Streifereien aber gab man sich in dem festen Zufluchts- und Sammelort, den der Bastard durch seinen Freund, den Junker von Hadstadt, in dessen Burg und Stadt Herlisheim gefunden, einer

großen Sicherheit und Sorglosigkeit hin. Da der Bastard selbst seine Zeit dann meistens damit zubrachte, seinen unlöschbaren Durst zu befriedigen, glaubten auch seine Kriegsleute nichts Besseres thun zu können, als seinem Beispiel nachzuahmen und dem Wein zu fröhnen. So hatte man den ganzen Nachmittag und Abend, welcher dem St. Marxentag vorherging, im Schlößchen sowohl, als auf dem Platze vor demselben und in allen Schenken des Städtchens wacker gezecht. Und als dann der fahrende Spielmann anlangte, fingen auch die Bewohner von Herlisheim selbst an, dem allgemeinen Trinken nachzuhängen, das immer dem Tanz und Spiel verbunden zu sein pflegte.

Selbst die nachfolgende Verhaftung des Fiedelhanns wegen Kundschafterei vermochte in die Zechgelage keine dauernde Unterbrechung zu bringen, nachdem einmal das Trinken in allgemeinen Gang gekommen war. Die Aufregung über diesen Zwischenfall verlangte ohnehin, daß man sich beim Becher in den Schenken und daheim über Grund und Zweck dieser Strenge gegen den Fiedler aussprach und dabei sich selbst einredete, man trinke nur eben heute so viel zur Feier der Ankunft des gnädigen Herrn und Gebieters, des Freiherrn von Hadstadt. So ward denn die Schlemmerei allerorts im Städtchen bis in die tiefe Nacht fortgesetzt, selbst

in die Wachstuben an den beiden Thoren getragen, wo man für jene Sturmnacht vorsorglich Kriegsvolk eingelegt hatte, bis die Kleinbürger mit schweren Köpfen das Lager suchten, um in den hellen Tag hinein zu schlafen und die Söldner bei Tagesanbruch die nunmehr unnöthig erscheinenden Thorwachen gänzlich einzogen, um ebenfalls auf weicherem Lager noch der nöthigen Ruhe zu pflegen. Hatte sich doch selbst die Trinklust jener Nacht in das Thurmstübchen des alten Sträuchlin und seiner Tochter verpflanzt. Wie sollte sie nicht erst im Schlößchen blühen, wo der Bastard von Lützelstein die Aufregung, Plage, Sorge und den Aerger des Tages in einer Hochfluth von Wein zu ersticken suchte, ohne der Mahnungen seines Freundes von Hadstadt oder der Warnungen des Jost Schurpfinsack mehr eingedenk zu sein.

Daß dabei auch die Schloßdiener und Soldknechte, welche damals die Burg beherbergte, Gelegenheit fanden, ihrem Durst zu genügen, bedingte schon neben der Sitte der Zeit die Persönlichkeit des Bastards, zu dessen Fehlern allzugroße Strenge und Mangel an Freigebigkeit eben nicht gehörten. So hallte denn bis gegen Mitternacht Becherklang, derber Scherz und froher Sang durch die Wölbungen und Gänge der Burg. Und nur in dem dicken Thurm, welcher gegen die Stadtmauer

vorsprang und als Verließ diente, herrschte verhältnißmäßige Ruhe, und je weiter die Nacht vorrückte und der Lärm der Zecher verscholl, dumpfe Stille.

Meister Schwarz wandelte lange in dem steinernen Gewölbe auf und ab, das ihm zum Gefängniß angewiesen war und ihn nun mit dicker Finsterniß umfing. Noch war kein Schlaf in seine Augen gekommen. Die Aufregung ließ ihn nicht einmal lange ruhig auf der steinernen Bank sitzen, welche die enge und tiefe Nische der Fensterscharte noch mehr verengte. Alle die Begegnisse des Tages, was er gehört und gesehen, beschäftigte in lebhaftester Weise seinen Geist. Durfte er doch nach allen Wahrnehmungen sich der Hoffnung hingeben, daß man ihn daheim nicht aufgegeben, sondern auf andere Weise seine Befreiung anzufassen gedenke, nachdem er deren Bewerkstelligung durch ein Lösegeld bestimmt von der Hand gewiesen hatte. Am Schlusse der leidenschaftlichen Besprechung mit den beiden feindlichen Edelleuten am verflossenen Tag, war er Ohrenzeuge der Nachricht, daß sein einziger, sein verstoßener Sohn, sein Herman, sich von Colmar zur Befreiung des Vaters aufgemacht habe, und bei Eintritt der Nacht wurde ihm dort an jenem Fenster seines Thurmgemachs selbst die nahende Erlösung aus der Gefangenschaft flüsternd angekündigt.

Aber Zweifel und andere trübe Erinnerungen verdüsterten ihm dabei den Sinn, als er sich erinnerte, wer ihm diese Botschaft gebracht. Und war der Anschlag seines Sohnes nicht schon verrathen, der Versuch im Keim erstickt, Herman vielleicht bereits in den Händen der Feinde? War des Thorwarts Kind nicht ausersehen, ihn mit trüglichen Hoffnungen zu täuschen? Und dennoch, wenn sie wahr sprach, wenn sie von seinem Sohne geschickt war! Er erwog die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit von allen Seiten, und seine Gedanken knüpften Folgerungen daran, die ihm keine geringe Pein verursachten, selbst wenn seine Befreiung ihm gewiß erschien.

Für einen Augenblick hatte er sich auf den steinernen Sitz in der Fensternische niedergelassen und sah hinaus in die finstere Sturmnacht, welche den dicken Thurm umbrauste. Der Regen klatschte an die Quader der Fensterumfassung und manchmal jagte der Wind die Tropfen durch das Eisengitter herein, daß sie dem gefangenen Mann kalt in's Gesicht sprühten.

Das war eine Nacht, wie sie zu einem Ueberfall, zur Ersteigung der Mauer nicht besser gewählt werden konnte.

Und horch! War das nicht Waffengeklirr? — Standen die Retter schon so nahe?

Meister Schwarz lauschte mit angehaltenem Athem, bis er einen Tritt vernahm, der gleichmäßig da unten auf und abschritt. Er lächelte bitter. Da unten war diese Nacht eine Schildwache aufgestellt und ging im gedeckten Gange hin und her, um sich in der frostigen Wetternacht etwas zu erwärmen. Enttäuscht wandte sich der Gefangene ab, die herein stürmende kalte Luft trieb ihn vollends vom Gitterfenster, und in trüben Gedanken nahm er seinen Umgang in dem finstern Gewölbe wieder auf. Außer dem Brausen des Sturms vernahm er jetzt nichts mehr, als den dröhnenden Hall des eignen Tritts auf dem Estrich des mächtigen Quaderthurms, der sein Leben umschloß. Lange wandelte er so auf und ab. Von außen klang nur einmal nach Stunden der vom Winde hergewehte Klang des Wächterhorns. Außerdem umfing ihn in diesen frühesten Morgenstunden grabesdumpfe Finsterniß und Stille, die sich allmählich todesbang auf seine Glieder und Sinne legte. Erschöpft und aller Hoffnung baar, tastete er nach den harten Bohlen seines Lagers und warf sich darauf.

Bald befand er sich in dem Zustande wirrer Vorstellungen zwischen Wachen und Schlafen, aus welchen sich dann die Träume phantastisch fortspinnen und an jeden unbewußten Sinneseindruck eine Episode dunkeln

Wahnlebens anknüpfen. Mit dem Brausen des Sturms berührte wieder ein Ton sein Gehör, der aus der Ferne näher und näher kam und schauerlich in den Gängen der Burg widerhallte. Dem gefangenen Meister war es, als öffne sich die Thüre seines Verließes unter rasselndem Lärm und herein trete sein eigner Sohn mit einem blutigen Scharfrichterschwerte in der Faust, und mit ihm des Thorwarts Töchterlein mit einer Schüssel, auf welcher ein Haupt lag. Und als der Träumende genauer hinsah, erkannte er sein eigenes, obgleich es dann wieder aussah, wie das weingrüne Antlitz seines Feindes, des Heinz Grefe.

„Ich bin es!“ hörte er deutlich sagen und die Stimme wirkte mit seinem Entsetzen zusammen, um ihn aufzuwecken.

Sich emporrichtend bemerkte der Meister, daß sein Zimmer erleuchtet war. Er glaubte, die Morgensonne lasse ihren ersten Strahl blutroth hereinfallen; aber nun ward er inne, daß das Licht von einer Lampe kam, deren Schein ihn noch so blendete, daß er den Träger nicht zu sehen vermochte.

„Ich bin es, Meister Schwarz“, wiederholte die rauhe Stimme, deren Besitzer die Lampe jetzt auf den kleinen rohen Tisch von Eichenholz stellte, welcher an der Mauer des Gewölbes lehnte.

Der Gefangene erkannte jetzt mit nicht geringer Verwunderung den Mann, der einen dreibeinigen Stuhl herbei rückte und sich darauf niederließ. Er war nur halb bekleidet; ein langes Schwert, das er nicht umgürtet hatte, sondern in der Linken trug, legte er jetzt über seine Kniee. Sein Antlitz zeigte eine bläuliche Blässe, die ihm ein schreckenerregendes Aussehen gab, wie denn überhaupt seine ganze Erscheinung eben kein Vertrauen erwecken konnte.

„Ich bin es, Meister Schwarz", fing er nochmals an. „Ich denke, Ihr kennt mich und braucht mich nicht anzustarren wie ein Gespenst oder ein Meerwunder. Bin keines von beiden, Gott's Element, bin und bleib' Heinz Grefe."

„Das seh' ich wohl", sprach der Meister, der auf den harten Bohlen seines Lagers sitzen blieb. „Aber was treibt Euch inmitten der Nacht daher, was wollt Ihr von mir?"

„Wollt Ihr mir wehren, zu jeder Zeit und Stunde nach meinem Gefangenen zu sehen?" fragte der Bastard zurück, indem er unruhig auf seinem Stuhl umherrückte. „Aber he, Meister Schwarz, ich will nicht harsch mit Euch reden. Habt Ihr Euch unterdeß nicht anders besonnen?"

„In welcher Sache?"

„Wegen des Lösegelds, Gott's Element, weßwegen sonst! Ihr wißt, ich habe mehrere Eurer Mitgefangenen frei gelassen, damit sie nach Schlettstadt gehen und Eure Auslösung betreiben, arme Schlucker, die ich hätte füttern müssen, ohne daß ein Heller für sie eingegangen wäre."

„Gut, so gebt mich auch frei!"

„Das kann und darf nicht sein, Gott's Element, ehe nicht das Lösegeld für Euch eintrifft. Dann mögt Ihr mit Freuden gehen, wohin Ihr wollt."

„Wißt ein für allemal, Heinz Grefe, Ihr bekommt nichts!" entgegnete jetzt ruhig und bestimmt der Bürger.

„Gott's Tod!" fluchte da der Bastard, indem er das quer über seinen Knieen liegende Schwert lüpfte und mit seinem steifen Bein den Estrich anbohrte. „Meint Ihr denn, ich halte Euch für nichts und wieder nichts in ehrlicher Gefangenschaft, oder ich glaube Euch, daß Ihr nichts werth seiet? Ich brauche Geld, Meister, muß mein Sach' schwer und auf Gefahr meines Leibs und Lebens als ehrlicher Reitersmann verdienen. Meine Leute wollen bezahlt sein und meine beiden Jungen müssen als Junker leben, — ich kann eben keine Küferknechte aus ihnen machen."

„Glaub's, daß sie zu was Gutem nicht taugen. Doch geht mich das Alles nichts an. Ihr möget Geld

brauchen, — von mir aber und für mich erhaltet Ihr keines wegen dieser Sach'."

„Ihr besinnt Euch noch eines Bessern, Meister", hub der Bastard wieder an. „Hättet Ihr damals die Wette bezahlt, die mich schweres Geld kostete, könnten wir gute Freunde geblieben sein. Jetzt ist's anders. Aber so trocken läßt sich nicht gut darüber reden, — he, wir wollen Eins zusammen trinken. Der Schließer draußen mag das gefüllte Krüglein holen, das in der Halle drüben stehen blieb."

„Nicht also! Mich plagt der Durst nicht, und Ihr, Heinz Grefe, scheint des Weines nicht weiter mehr zu bedürfen", sprach der Bürger abwehrend. „Wäret Ihr nüchterner, so hättet Ihr Euch wohl den Gang hierher erspart."

„Meint Ihr, der Wein habe mich hergetrieben? Da seid Ihr beim Satan falsch berichtet!" entgegnete jetzt der Bastard. „Macht auch keine Worte weiter darüber, sonst könnte mich noch die Lust ankommen, Euch die Schalkshaut mit meinem eisernen Stabe hier ganz weidlich abzumessen. Doch wollen wir harte Worte sparen. — Sagt mir denn, Meister, wie war's mit dem frommen Edelmann, Heinz hieß er auch, dem man damals das Häuptlein abgeschlagen? Was sprach er: — he! — auf dem Rabenstein? Erzählt doch wieder."

„Mir dünkt, die Zeit zum Erzählen sei schlecht gewählt“, fing der Bürger an. „Vielleicht aber gibt Euch die Geschichte eine gute Lehre, Heinz Grefe. So hört! Im Unterlande, gegen die Pfalz hin, tief im Gebirg hinter Weißenburg, liegt ganz in der Nähe anderer Burgen auf hohem Fels Schloß Lauenstein. Da hatte sich Heinz Streiff von Landenberg mit seinem Genossen Hans Alb eingelegt, denn das Schloß war fest und gut gelegen zum Raube. So streiften die Beiden so lange auf die Bürger von Speyer und Straßburg, bis die vor das Schloß zogen, den Felsen untergruben und damit die Räuber zur Uebergabe zwangen. Als nun der Nachrichter sie beide zu Straßburg auf den Block legte, sah der Heinz Streiff den Andern nochmals an —, Hans, der Wein hat uns so weit gebracht, sagte der Heinz, und es war sein letztes Wort, da er im nächsten Augenblick kein Häuptlein mehr hatte.“

„Hm!“ machte in bedenklichem Hinbrüten der Bastard, indem er unwillkürlich nach seinem Kopfe langte, mit der Hand über die Stirne und durch das wirre graue Haar fuhr und darauf den Gegenübersitzenden mit gläsernen Augen ansah. „Hm! der Wein, sagte der Heinz. Drum blieb mir die Geschichte im Schädel stecken. Hab' ja meinen Kopf noch! Aber es ging mir absonderlich darinnen herum. Es ließ mich nicht schla-

fen, trieb mich auf, zu Euch her, ein Stündlein zu verplaudern. Ist es doch eine böse Nacht, Meister Schwarz! Horcht nur, wie es pfeift und heult! Meint' immer, der Spielmann fiedle noch. Aber es ist der Sturm. Der Fiedelhans sitzt ja im Loch. He, Meister, das wär' solch' eine Nacht zum Ersteigen fester Mauern."

„Ja, Herlisheim soll ja schon in solcher Nacht genommen worden sein!"

„Das war vor siebenzig Jahren, Meister Schwarz, heute nicht mehr möglich, oder doch? He, meint Ihr?"

„Weiß nicht. Aber als die Rebstöckler in solcher Nacht zu Molsheim auf der adeligen Trinkstube zechten, kamen ihre Todfeinde, die Rosheimer, mit List in einem Strohwagen durchs Thor und erschlugen Alle."

Ein bleifarbiger Schatten flog über des Bastards Antlitz, das ohnehin die Spuren einer verpraßten Nacht und leidenschaftlicher Unruhe nur zu deutlich trug. Aber er ermannte sich wieder.

„Hm!" fing er dann etwas stammelnd an. „Zechend saßen sie also in der adeligen Trinkstube. Gut, Meister, um so eher können wir Eines zusammen trinken, da wir Beide hier ja sicher sitzen. Der Spielmann sitzt im Loch und am Thor die Wache. — Heda, hollah, Kerl da draußen! Verfluchter Hund, warum hörst Du nicht?"

Der Hüter und Schließer steckte seinen häßlichen Kopf herein.

„Bring Wein, Geselle! Der Meister da will auf gute Freundschaft mit mir trinken!"

„Warum nicht gar", fiel jetzt der Bürger ein, indem er von seinem Sitze aufsprang. „Der Weindunst läßt Euch das glauben. Seht nur, der Tag bricht an. Legt Euch nieder, schlaft aus. Und habt Ihr morgen noch etwas zu sagen oder zu fragen, so will ich Euch Rede stehen. Heute nicht mehr!"

Der Bastard sah ihn darüber mit Augen an, die wie glühende Kugeln in ihren Höhlen lagen. Dann sprang er von seinem dreibeinigen Stuhle auf, indem er diesem mit dem steifen Bein einen Stoß gab, daß er auf den Estrich hinrollte.

„Höll' und Tod!" brüllte er, indem er sein Schwert am Griff faßte und es drohend schwang. „Wenn Du, unnützer Weinschwefler, nicht die Gunst zu schätzen weißt, mit mir trinken zu dürfen, so magst Du Dein eignes, schlechtes Blut saufen. Warte nur, der Morgen wird's Dich lehren! Dann halt' Dein Haupt hoch, so Du's noch hast."

Dennoch mochte der Bastard den Rath des Meisters gut gefunden haben, denn er wandte sich und humpelte etwas wankend gegen die Pforte zu. Mit einem bösen

Fluch und einer wilden Drohung warf er das schwere Thor hinter sich zu, daß es gleich einem Donnerschlag durch die Gewölbe des Schlosses hallte.

Der Gefangene war wieder allein. Durch das Fenstergitter drang das graue Morgenlicht; der frische Wind strich herein und trug bald darauf wieder Laute herüber, wie von Hufschlag und Waffengeklirr. Erinnerte sich doch der gefangene Mann von früher, daß die Burg von Herlisheim mit ihrem dicken Thurm der Seite des Waldes zulag. Der junge Tag weckte neue Hoffnungen in dem gepeinigten Gemüthe des Einsamen. Nachdem er jedoch lange gelauscht und nichts weiter vernommen hatte, das seine Hoffnung nähren konnte, trat er aus der Nische zurück.

„Mein Gehör täuschte mich. Sie müßten schon längst gekommen und hereingedrungen sein, wenn es überhaupt möglich wäre! So komm, o Schlaf, und gib Du mir Trost."

Bald aber schlug neuer Lärm an sein Gehör und dieser dauerte fort und steigerte sich mehr und mehr.

Fünftes Kapitel.

Feinde jo!

In heftigster Aufregung hatte Heinz Grefe das Gewölbe des dicken Thurmes verlassen, in welchem sein Gefangener saß. Sein Gesicht war blau angelaufen und die gerötheten hervorquellenden Augen rollten wild in ihren Höhlen, als er wankend durch den langen Gang des Schlosses dahinhumpelte. Er hatte es nach seinem Sinne gut mit dem Bürger gemeint, und dieser war ihm wieder stolz wie ein König begegnet, hatte all' sein Zureden, alle seine Vertraulichkeit hochmüthig von sich abgewiesen und zwar vor den Augen eines Bedientsteten.

„So soll er büßen, Höll' und Teufel!" fluchte er, indem er stehen blieb und das Schwert nochmals droh=

end in der Richtung des Thores zum Verließe schwang. „Das heischt Sühne, elender Faßschwefler! Und Gott thu' mir dieß und das, wo ich nicht halte, was ich nächten geschworen habe. Frau und Kind soll Dir nachheulen und Schlettstadt des Tages gedenken, wo der Heinz Grefe die Faust in seiner Feinde Blut taucht! Mit eigner Hand — Gott straf' mich! So!"

Dabei ließ er sein schweres Schlachtschwert gewaltig durch die Luft sausen, daß ihn die Wucht desselben selbst zum Taumeln brachte.

„Herr", sprach jetzt der Schließer, indem er den Wankenden auffing. „Ihr seid schlaftrunken. Der Tag bricht an. Eure Leute werden kommen! Niemand sollte Euch nach meinem Dafürhalten so hier finden."

„So bring mich zu Bett, Geselle!" murmelte der Edelmann, der nachgerade einsah, daß der Mann recht hatte. „Aber greif mich nicht so derb an, grober Filz. Gott's Element, Du bist eine rauhe Amme, magst aber sonst ein ehrlicher Kerl sein."

Unterdeß brachte ihn der Schließer durch eine Thüre in eine Schlafkemnate, die an die große Schloßhalle stieß und wo sich Heinz Grefe, halb angekleidet, wie er war, auf das Lager warf, indem er sein Schwert zu Boden fallen ließ, welches dann der Schließer aufhob und an einen Stuhl daneben lehnte.

Nochmals hob der Edelmann den schweren Kopf und fragte, wo seine Leute steckten.

„Ist denn Alles trunken? Gott's Wetter schlag in die Schlemmer!“ fluchte er. „Du aber, bleib' in der Nähe! Laß die Thüre auf! Und wenn ich schlafe, kannst Du dem tollen Faßschwefler im Thurm ansagen, er möge sich zu seinem letzten Gang bereit halten. Hörst Du!“

Damit fiel das Haupt des Bastards von Lützelstein wieder auf sein Lager zurück, nicht aber um ruhig liegen zu bleiben, sondern um sich unruhig hin und her zu wälzen. Er stöhnte dabei und schnarchte dazwischen ohne eigentlichen Schlummer. Der Schließer aber schlich sich hinaus auf den langen Gang, nachdem er noch den letzten gefüllten Krug, den er in der Kemnate wahrgenommen, aufgegriffen hatte und mitnahm.

Das graue Licht des anbrechenden Tages stahl sich allmählich durch alle Fenster, Scharten und vergitterte Thüren und erhellte die Gänge uud Säle des Schlosses immer mehr. Dabei herrschte noch immer die Stille der Nacht ringsum, und außer dem Hahnenruf, der dann und wann aus dem Städtchen herübertönte, ließ sich nichts vernehmen, als das Gewimmer des Windes, der noch immer um die Giebel und Dach=

kanten der Burg heulte und manchmal die Thurmfahnen kreischen ließ, wenn er sie mit wechselnder Laune umherschwang. Dazwischen stöhnte wieder der Heinz Grefe in seiner Schlafkammer, ohne daß sich der Schließer viel darum kümmerte. Auf der Gesimsbank eines Fensters, das nach dem Schloßhofe hinausging, hielt er in aller behaglichen Gemächlichkeit seinen Morgentrunk. Die Stille in der Burg selbst und das Wetter draußen waren ihm gerade recht; das Kreischen der Thurmfahnen ging ihn nichts an, und Niemand war wach, der ihn mit einem Zuruf oder mit seiner Dazwischenkunft in dem Genusse des trefflichen Weines störte, dem er sich mit vollem Behagen hingab.

„Hollah! Heda! Leute, wo steckt ihr denn? Der Teufel fahr' euch in den Rachen!“ ließ sich jetzt von innen wieder des Bastards Stimme vernehmen. „Hört ihr denn nicht? Kerl, wo bleibst Du denn, Du Hund!“

„Hier, gnädiger Herr!“ sprach jetzt der Schließer hineintretend, nachdem er nochmals mit dem Aermel seines Kollers sich die Lippen abgewischt hatte. „Was ist Euer Begehr?“

„Was mein Begehr ist? Schlafen möcht' ich, und der Teufelsgeiger fiedelt drauf los, wie toll!“

„Wer fiedelt? Welcher Geiger, Herr?“

„Nun der Spielmann von gestern. Hörst Du ihn nicht?“

„Ihr träumt, gnädiger Herr!“

„Ich träume? Wart, Du Hund, ich schlag' Dir den Schädel ein, damit Du merkst, daß ich wache!“ brüllte der Bastard von Lützelstein, indem er sich aufrichtete und nach seinem Schwerte tastete.

Der Schließer wich erschrocken zurück.

„Halt, Kerl!“ schrie jetzt Heinz Grefe. „Mach' einmal Deine dicken Ohren auf! Hörst Du nun?“ —

„Es ist der Wind, der heult und pfeift, gnädiger Herr!“

„Willst Du mich Lügen strafen, Schelm? Horch!“

„'s ist in Wahrheit das Wetter. Die Windfahnen kreischen. Schlaft ruhig fort, gnädiger Herr!“

„Meinst Du?“ fragte der Edelmann beruhigter zurück, indem er nochmal aufmerksam horchte. „Mag sein, der Kopf brummt mir, und da saust es, als kratze der Fiedler fort und fort.“

Damit wollte er sich wieder auf das Ohr legen, als er nochmals auffuhr.

„Nein, bei meines Vaters Bart, 's ist der Fiedelhanns! Ich hör' ihn deutlich durch das Wetter!“

„In der That, es klingt, wie lustiger Geigenton“,

bestätigte jetzt auch aufhorchend der Schließer. „Aber er steckt ja auf Euren Befehl im Loch."

„Steckt im Loch? Er ist los, sag' ich. Wer hat ihn herausgelassen? Höll' und Teufel, was soll das bedeuten?"

„Vielleicht ist's ein anderer, Herr, der nur etwas früh zum Tanze spielt! 's ist ja doch wahrhaftig noch nicht Zeit."

„Schweig, Du Hund! Der Fiedelhanns ist's und kein anderer!" brüllte der Bastard. „Lauf, Geselle, schlag ihm die Geige entzwei und den Schädel dazu! Es soll Dir gelohnt werden!"

Der Schließer eilte aus dem Gemache und an eines der Fenster, welche in den Schloßhof hinuntergingen. In der That klang es aus der Ferne wie Geigenton zu wildem Reigen. Im Hofe selbst war es still, nichts rührte sich noch für den Augenblick da.

Aber horch! Was war das? Und siehe da, wer kommt? Mit Einem Male huschte nämlich eine Gestalt unten vorüber. Der Schließer riß überrascht seine Augen auf, — ein junges Mädchen in Hemd und Rock, mit flatterndem hellblonden Haar, die Hände wie in Verzweiflung emporgehoben, rannte dahin. Sie schien rufen zu wollen und vermochte es nicht vor Hast.

„Sturm! Sturm!" kreischte sie endlich.

„Blut Christi, was ist, was hast Du, Aenneli?“

„Sie kommen! sie kommen!“

„Allmächtiger — wer?“ —

„Feinde jo! Feinde jo!“ heulte jetzt eine andere Stimme aus dem Thorweg des Schlosses, während die Dirne selbst ohne weitere Auskunft hinweglief und unter einem der Thore, welche auf den Schloßhof führten, verschwand.

„Hollah, Kerl! Was hast Du da, mit wem redst Du? Wer brüllt unten so gotteslästerlich?“ ließ sich unterdessen Heinz Grefe wieder von innen vernehmen.

Bleich wie der Tod stürzte der Schließer stolpernd in das Schlafgemach zurück.

„Was gibt's, Geselle? Hast Du Gespenster gesehen?“

Vor Angst nnd Eile brachte der Schließer kaum die Worte heraus:

„Sie kommen, Herr, sie kommen!“

„Wer? Tod und Teufel! Mensch, sag' her!“ fragte der Edelmann, sich höher aufrichtend.

Aber bevor dieser zu Worten zu kommen vermochte, ertönte von außen deutlich genug und wiederholt:

„Sturm! Feinde jo!“

„Oho!“ stöhnte der Bastard aus keuchender Brust,

während sein Gesicht die Farbe des Todes überflog und sein Körper eine vergebliche Bewegung machte, aus dem Bette zu springen.

Einer seiner Leute sprang jetzt halb angekleidet herein.

„Auf, Herr! Fliehet! Es geht Euch an Leib und Leben!"

Aber wie gelähmt blieb Heinz Grefe auf seinem Lager sitzen, während draußen Angst- und Schreckensrufe erschollen, in wildem Lärm hin und hergeschrieen ward und rauhe Stimmen fluchend nach Waffen und Führern begehrten. Thüren und Thore wurden aufgerissen und wieder zugeworfen, Leute eilten vorüber oder stürzten mit Jammermienen in die Wohngemächer, und der Tumult verstärkte sich immer mehr. Heinz Grefe aber verblieb in seiner Erstarrung. Erst als nun einer seiner Söhne im leichten Waffenrock, kampfbereit, mit dem blanken Schwert in der Hand unter der Thüre der Kemnate erschien, kam wieder Regung und Bewegung in die Glieder des Bestürzten.

„Steht auf!" rief der Jüngling mit blitzenden Augen seinem Vater entgegen. „Auf, herzliebster Vater mein! Schon klingen die Harnische, — der Feind ist da!"

„Deinen Arm, Mathies, Deinen Arm!" hub jetzt

Heinz Grefe an und legte seine zitternde Hand auf des Sohnes dargereichten Arm.

Als ob durch die Berührung ein Theil des Muthes, welcher den ritterlichen Sohn beseelte, und mit dem zurückgekehrten Muth auch etwas von dessen Jugendkraft in den Vater gekommen wäre, erhob sich jetzt dieser flink von seinem Lager.

„Und Hanns, Dein Bruder?“ fragte er.

„Ist in Sicherheit, Vater! Denkt jetzt nur an Euch selbst! Gürtet Euch mit dem Schwerte!“ antwortete der Jüngling und richtete ihn vollends auf, damit er sich ankleiden und rüsten könne.

Zu gleicher Zeit stürzte kreischend ein greises Weib in's Gemach und suchte mit wirren Blicken nach Sohn und Vater. Es war die Alte, welche unter dem Namen der Schloßbärbel bekannt war.

„Junker, rettet Euch!“ schrie sie mit heftigem Aufwerfen ihrer dürren Hand. „Der Feinde sind allzuviel. Ich weiß Euch zu führen, wenn Ihr mir folgt. Wär' ja schade um das schöne Leben und so junges Blut. Widerstand hilft nichts, bei Leibe nicht! Der Hanns war klüger!“

„Alter Weiber Rath! Schafft sie hinaus, Leute!“ befahl der junge Matthies Grefe. „Ritterlich wollen wir fechten.“

Draußen währte der Wirrwarr fort, während die Schloßbärbel weggebracht wurde, indeß sie unheimliche Verwünschungen ausstieß und mit aufgehobener Hand zurückkreischte:

„Fahrt hin und mögt Ihr in Eurem Blut ersticken, was kümmert's mich!"

Junker Matthies sah aber wohl ein, daß es, wenn Widerstand mit Erfolg geleistet werden sollte, nunmehr hohe Zeit war, seinen Vater, dem er ohnehin im Augenblick nichts helfen konnte, für jetzt zu verlassen und sich selbst den Leuten draußen zu zeigen, die noch immer in größter Verwirrung umherrannten oder standen, ohne zu wissen, was thun. Er war entschlossen, an ihrer Spitze das Aeußerste zu leisten und durfte hoffen, daß sein Beispiel auf die ohnehin streitbaren Knechte von bester Wirkung sein werde. So eilte er denn mit raschem Schritt in den Gang hinaus an das Fenster, das sich in den Schloßhof öffnete und bog seinen Körper weit über dessen Gesims. Sein Schwert hoch haltend ließ er es im Lichte des hellen Tages blitzen.

„Auf, meine lieben und getreuen Knaben, wappnet euch!" rief er hinunter zu denen, die da unschlüssig umherstanden oder liefen. „Der Feind ist da! Er soll uns nicht unvorbereitet finden. Steht zu eurem Herrn und seinem Hause in dieser Stunde!"

„Ja, Junker Matthies, zumeist sind wir bereit!" lautete die heraufschallende Antwort. „Führet uns und gerne wollen wir fechten!"

Rasch wandte er sich noch zu denen in der Kemnate, um seinen Vater ihrer treuen Obhut zu empfehlen. Dann sprang er in wenigen Sätzen über die Stufen der Treppe hinunter, welche in den Hof führte. Mit einem Beifallsgemurmel empfangen, übernahm er alsbald den Befehl über die kleine, muthige Schaar, welche sich von der Besatzung hier zusammengefunden hatte. Er ordnete sie in aller Schnelligkeit, während von der Stadt her durch das Schloßthor schon der Lärm und das Getöse des Kampfes erscholl. Es galt nun, den Freunden, welche draußen in den Gassen den eingedrungenen Feind aufzuhalten suchten, rasch zur Hülfe zu eilen und mit vereintem Widerstand denselben wieder durch die Thore und über die Mauern zu werfen. Das Klirren der Waffen gab die Richtung an, wohin man zu eilen hatte, um den Freunden willkommen zu sein.

„Nun mir nach, liebe Knaben!" rief der Sohn des Bastards, indem er sich an die Spitze der Leute stellte. „Mir nach, und wehrt euch als fromme Knechte!"

„Mit Leib und Leben stehen wir zu Euch, Junker! Geht voran, wir folgen!"

Mit diesem Rufe eilte die kleine Schaar durch den Thorweg des Schlosses auf den Platz vor demselben und dann in aufgelöster Reihe und vollem Lauf — der Führer voran — hinein in die Gasse, aus welcher wildes Geschrei und heller Waffenklang erscholl. Schon kam ihnen ein Fußknecht mit zerschmettertem Arm entgegen.

„Ach, Junker, mein allerliebster, seid Gott willkommen!" rief er. „Wir begehrten nie so sehr, Euch zu sehen, als heute!"

Mit beschleunigtem Laufe drang der junge Edelmann weiter. Ein alter reisiger Knecht seines Vaters schleppte sich mit klaffender Stirnwunde auf die Staffel eines Hauses, im Zusammenbrechen noch den Sohn seines Herrn krampfhaft am Kleide fassend.

„Bleibt davon, Junker!" ächzte er. „Wendet, gebt es verloren!"

„Erst wollen wir ritterlich fechten!" war die Antwort, die im Kampfgetöse verscholl, während die Einwohner des Städtchens selbst entsetzt die Köpfe aus den Fenstern streckten, um nach dem fürchterlichen Lärm zu schauen, durch welchen sie aus den Betten gescheucht wurden.

Da sahen die erschrockenen Herlisheimer auf blitzende Schwerter, blinkende Beile und sausende Kolben, auf

herzueilende Kampfgenossen und zurückweichende, mit zerschmetterten Gliedern sinkende Männer. Da hörten sie Gewimmer und Schmerzgeheul, lauten Ruf und Schlachtgeschrei, klirrende Schwerter und klingende Harnische.

Merkwürdiger Weise vernahmen sie mitten im Lärm auch jauchzenden Fiedelklang. Auf dem steinernen Brunnenstock drüben saß nämlich der Fiedelhanns und geigte wie besessen zu dem wilden, blutigen Reigen.

Sechstes Kapitel.

Frisch her, Gesellen!

Es war die heitere Jugendfreundin des Thurmkätherleins, das blonde Aennelein, welches in der Frühe des St. Marxentages mit dem Kruge in der Hand aus der Wohnung ihrer alten Base am Schlosse hinweg schlich nach dem Rohrbrunnen, in dessen Nähe im Thorhause die Freundin mit dem Vater wohnte.

Aennelein hatte die ganze Nacht hindurch, im Traume, noch immer mit dem lieben Junker Hans getanzt und dessen schalkhafte Reden und schmeichelnde Wörtlein mit angehört. Mitten im schönsten Träumen aber wachte sie endlich auf, und nun fühlte sie die Sehnsucht, sich über das Erlebte und Erträumte gegen die Jugendgefährtin auszusprechen, dieser aber auch Vorwürfe darüber zu machen, daß sie an der Lust des gestrigen

Tages keinen Antheil genemmen. Zu solchen und andern Gängen nahmen nun die Mägdelein am Oberrhein von je das Wasserholen am Brunnen zum Vorwand, und so war es auch dießmal bei Aennelein.

Mit dem irdenen Kruge in der Hand trippelte sie über den Schloßplatz, die Thorgasse hinein, die still vor ihr lag. Kaum eine Katze schlich vorsichtig über dieselbe; hier und da tönte der Hahnenschrei aus den verschlossenen Höfen. Aber die Spatzen zwitscherten schon längst auf den Dächern und zankten sich an den Giebelkanten der Häuser.

So kam sie ungesehen und unbemerkt nach dem Rohrbrunnen, der in hohlem, fast schläfrigem Gemurmel sein Wasser in den Trog ergoß. Aennelein hielt den Krug unter und spähte hinüber nach dem Thorthurm, ob sich nicht eines der Fenster öffne und Kätherlein ihr braungescheiteltes Köpfchen freundlich grüßend und winkend herausrecke. Das war jedoch nicht der Fall, sondern es drang vom Thore her nur ein eigenthümlicher, dumpfer Lärm, der ihr sonderbar vorkam. Sie ließ deßhalb den Krug überlaufen und trat vorsichtig lauschend einige Schritte weiter gegen das Thor hin. Jetzt hörte sie deutlich Stimmen, zumeist rauhe Männerstimmen. Doch beruhigte sie sich mit der Erinnerung, daß ja für die Nacht eine Wache in's

Thorhaus gelegt worden sei, weil man einen Angriff von feindlicher Seite für möglich hielt. Nun aber scholl das Geräusch stürmischer Tritte und ein verdächtiges Rasseln und Klirren aus der Thorhalle, so daß sie scheu zum Brunnen zurückwich. Waren es auch nur die Soldknechte des Heinz Grefe, so wollte sie ihnen doch gerade jetzt nicht begegnen.

Mit Einem Mal tauchten unter dem nach der Stadt gekehrten Portal des Thores einige Gestalten auf, die sich wenn auch in Eile, doch mit großer Aufmerksamkeit in dem zunächst gelegenen Theile des Städtchens umschauten, darunter seltsame Gestalten, in Frauenmäntel gehüllt, wie sie damals Pilgerinnen zu tragen pflegten, aber mit Schritten und Bewegungen von Männern. Und eine dieser Pilgerinnen zog eben hastig den braunen Mantel aus und entpuppte sich als gewappneter Mann, während ein Anderer scharf nach ihr herüber schaute.

Allmächtiger Gott, war das nicht einer der Schlettstädter Gesellen, die beim Colmarer Küferfest mitsprangen?!

Der Schreck nahm ihr beinahe den Athem. Aber Aennelein verlor doch ihre Geistesgegenwart nicht. Sie riß den überlaufenden Krug vom Brunnentrog hinweg und ging, raschen Schritts und ohne sich weiter

umzusehen wieder die Gasse hinunter. Sie schrie nicht, denn sonst wären ihr die Fremden am Thore wohl alsbald gefolgt und hätten sie eingeholt. Aber sie lief immer rascher und endlich mit fliegenden Haaren und Gewändern dem Schlosse zu.

Sie wußte wohl, warum die dort unterm Thore gekommen, und nun erfüllte sie nur noch Ein Gedanke: der an den lieben, fröhlichen Junker Hans, welcher sorglos und in tiefem Schlummer im Schlosse lag, während der Feind schon das Stadtthor inne hatte. Ihn retten, darauf richtete sich jetzt all ihr Sinnen. Die Gelegenheiten im Schloß, neben welchem die alte Bärbel, ihre Base, wohnte, waren ihr wohl bekannt und die Stadtmauer dort nahe, von innen mit ihrer Hülfe wohl über dieselbe zu kommen. Davon erfüllt rannte sie fort, um die Ecke, und in die offenen Arme eines Mannes, der das dralle Aennelein fest umfing und an sich preßte.

„Ei, plag' mich St. Velten von Ruffach, Du bist nicht spröd, wie das Thurmkätherlein, mein flachshaariger Schatz! So hab' ich's gern, Stich und Schlag, gleich in Arm springen. So gefällt mir's, Kleine!"

„Blut Jesu! Weg, Jost Schurpfinsack! Laß mich fort!" schrie jetzt Aennelein halb außer sich, seine Zärtlichkeit abwehrend.

„Nun, Du Wildkatze, was fährt auf einmal in Dich?“ sprach der Krieger, sie fester an sich pressend. „Halt fein, Kleine, nachdem Du mir einmal an den Hals gesprungen! Mord und Blut, halt!“

„Um Christi Wunden willen, halt mich nicht auf. Sie kommen! Sind schon am Thor!“

Jost Schurpfinsack war aufmerksam geworden; er hielt das Mädchen so, daß er demselben in's Gesicht schauen konnte und dessen Füße wieder den Boden berührten.

„Wer kommt?“ fragte er fast betroffen. „Wer — Mord und Element — ist schon am Thor?“

„Der Feind!“ kam es keuchend aus der geängstigten Mädchenbrust.

Nochmals sah Jost Schurpfinsack das Aennelein an, als ob er sich erst überzeugen wolle, daß sie nicht einen Vorwand gebrauche, um loszukommen. Nur ungern entschloß er sich, seine so unerwartete Beute fahren zu lassen. Aber das Antlitz des Mädchens sprach noch dringender, wenn auch stumm aus, was sie eben gesagt hatte.

„Nun, wenn's auch wahr ist, Stich und Schlag, einen Schmatz kriegst Du doch und wenn tausend Feinde hinter mir ständen!“ sagte er und drückte seinen Mund auf die Wange Aenneleins. „So, jetzt lauf, Du

Feine, laß Dich's nicht gereuen und denk an den Jost Schurpfinsack, mein Schatz!"

Damit hatte er die Blonde losgelassen, die mit beschleunigtem Lauf der Burg zueilte, während der Reisige einige Schritte die Gasse gegen das Thor hinan machte, stehen blieb, plötzlich mit einem jähen Satz umwendete und gegen ein großes, stallartiges Gebäude zurannte, in welchem der größere Theil der reisigen Leute so wie der Fußknechte untergebracht war, da die Burg selbst nicht alle faßte. Er hatte seine Waffe aus der Scheide gerissen und schlug nun mit deren Knauf dreimal nach einander an die Bohlen des eisenbeschlagenen Thors, bis es sich innen regte.

„Heraus, heraus! Mord und Blut! Der Feind ist da!" rief er, als das Thor aufsprang. Damit stürzte er selbst unter die schlaftrunkenen Kameraden hinein, um sie zum Kampf aufzurufen und zur Eile zu mahnen.

Nach kurzer Frist waren denn auch die Kriegsknechte des Heinz Grefe bereit, dem Jost Schurpfinsack in die Gasse hinein zu folgen, welche zu dem Thore führte.

Allerdings war der Feind da und drang schon durch das Thor in das enge Städtchen, um den Widerstand, der sich ihm entgegenstellte, zu bewältigen. Auch für die friedlichen Einwohner war es jetzt nicht mehr

Schlafenszeit, und mit Schrecken hörten sie das Getöse und sahen die fremden Kriegergestalten vor ihren Fenstern. Der Schreck war um so größer und betäubender, je ferner für sie die Möglichkeit lag, daß ein Feind über den tiefen Graben und die hohen Mauern ihrer Stadt gelangen könne. Im ersten Augenblick glaubte man an einen neuen Einfall der armen Gecken, deren wilde Kriegsführung noch schwer auf der Erinnerung jedes Elsässers lag.

Jedoch ein Ruf, der immer wieder laut und stark sich im Getümmel geltend machte, belehrte die Geängstigten bald eines Bessern.

„Hie, Schlettstadt! St. Georg und St. Fides!“ tönte aus den Reihen der Heranstürmenden, damit kein Zweifel übrig bleibe, daß die Rächer der an ihrer Vaterstadt verübten Unbilden gekommen seien.

„Ihr Männer von Herlisheim“, ließ sich noch eine weithin vernehmbare Stimme hören. „Fürchtet nichts für Euch und die Eurigen! Wir sind nicht hier, um gegen friedliche Leute Krieg zu führen, sondern allein gegen Euren unruhsamen und freudlosen Gast, Heinz Grefe, Bastard von Lützelstein, der sich einen Edelmann nennt, jedoch als Schelm und Räuber handelt!“

So erscholl es aus dem Munde der Stürmenden. Und Niemanden von den Einwohnern fiel es denn auch

ein, wegen des fremden Junkers, der da im Schlosse seinen Aufenthalt hatte, zur Wehr zu greifen und sich in den Kampf zu mischen, der bereits zwischen des Bastards Knechten und den Männern von Schlettstadt entbrannt war. Mochten jene nun die Suppe selbst ausessen, die sie eingebrockt hatten, dachten die Herlisheimer. Und sie hatten eben keine Ursache anders zu denken.

Zum Glück für die kleine Schaar der Schlettstädter, welche sich durch List in den Besitz des Thores gesetzt, hatte sich ein Theil ihrer Hauptschaar, aus dem Walde kommend, noch rechtzeitig mit ihr vereinigt, um den Angriff fortzusetzen und in die Stadt eindringen zu können, in welcher ihr Anschlag bereits ruchbar geworden zu sein schien. Bald stießen die Bürger auf den Haufen von Kriegsknechten, welche von Jost Schurpfinsack geführt, nicht ohne Muth und Geschick, den Kampf aufnahmen. Nachdem sich die Schlettstadter fast mühelos und unblutig in den Besitz des festen Thores gesetzt hatten, erwarteten sie den Widerstand in der Stadt selbst, wenn es überhaupt noch zu solchem komme, nunmehr leicht bewältigen zu können. Um so mehr wurden sie durch die kräftige Gegenwehr erbittert, welche sie in der engen Gasse fanden. Wurde ihnen doch mit derselben der Weg zum Schlosse versperrt, ihr Be-

freiungswerk aufgehalten, wobei ihnen auch die Uebermacht wenig half, da sie dieselbe nicht verwenden konnten. Gleichwohl drängten sie die Knechte langsam zurück, bis die Ankunft des Junkers Matthies den Vertheidigern neuen Muth gab und den Kampf wieder auf eine Weile völlig zum Stehen brachte.

Inzwischen saß der Fiedelhanns auf dem steinernen Brunnen und handhabte seinen Fiedelbogen. Niemand wußte, wie der Geiger mit einem Mal daher gekommen war, Niemand fragte aber auch in diesem Augenblicke darnach oder fand Zeit dazu. Wie rasend strich er auf den Saiten seines Instruments umher, daß man glauben mochte, sie müßten alle reißen. Gleichwohl rissen sie nicht; aber ihre Klänge vermochten auch keine Lücken in die Reihe der Vertheidiger zu reißen, durch welche die Schlettstädter hätten eindringen können

So stand der Kampf, an welchem Herman Schwarz anfänglich nicht Theil nahm. Am Siege nicht mehr zweifelnd, nachdem das Schwierigste, die Wegnahme des festen Thores gelungen war, hatte er die Verfolgung der Feinde dem Haupttrupp unter der bewährten Führung seines Oheims Conrad Lang überlassen, um selbst so rasch als möglich durch eine Seitengasse nach dem Schlosse zu gelangen und dort den gefangenen Vater zu befreien. Er hatte dabei dasselbe enge Gäßchen ge=

wählt, das zum Theil überwölbt an der innern Seite der Stadtmauer hinführte und bevor es sich zu dem Gärtchen im Zwinger erweiterte, so enge wurde, daß nur ein ganz schmaler, von mächtigen Quadern gefaßter Durchlaß blieb. Dieser war gewöhnlich offen und hätte für Herman Schwarz und die wenigen, geschmeidigen Gesellen aus seiner Zunft, welche ihm folgten, weiter keine Schwierigkeit geboten, wenn der Durchlaß nicht an eben diesem Morgen durch eine gewaltig dicke, eisenbeschlagene Bohlenthür geschlossen gewesen wäre.

So waren sie plötzlich aufgehalten. Vergeblich versuchten sie ihre Kraft, die Thüre einzusprengen. Selbst die Versuche, dieselbe mit den mitgebrachten Beilen einzuschlagen, erwiesen sich als nicht zum Ziele führend. Um keine weitere Zeit hier zu verlieren, entschloß sich Herman Schwarz, mit den Freunden auf demselben Wege, da ohnehin kein anderer blieb, wieder zurück zu eilen.

Nicht ohne Erstaunen bemerkte er nunmehr den geringen Fortschritt, welchen unterdeß seine Genossen im Kampf mit den Leuten des Bastards gemacht hatten.

„Wir kommen nicht vorwärts, wenn von den Unsrigen nicht Etwelche in ihren Rücken gelangen“, rief Conrad Lang seinem Neffen mißmuthig zu. „Wo steckt der Kunz mit seinen Bärenhäutern? Ich habe ihm noch einen Theil unserer Mannschaft folgen lassen!“

„Der hat keine Kunde vom Stand der Dinge und das geschlossene Thor dorten mag eine harte Nuß sein!“ bemerkte der junge Schwarz in der Hast. „Hier müssen wir voran! Ohm, laßt mich's versuchen, den Strauß zu enden!“

„Wohlan! Versuch Dein Heil, mein Sohn!“ war die Antwort.

„Nun denn, frischher, liebe Gesellen und Brüder!“ rief den Freunden jetzt Herman zu, sein breites Zunftschwert schwingend. „Schlagen wir dran in Gottes Namen, zur Ehre des Handwerks und unserer Vaterstadt! Frisch her und mir nach!“

Aufjauchzend schlossen sich alsbald die mit ihm gekommen waren an, Martin und andere junge Küfer, während die Freunde im Vordertreffen fechtend zur Seite wichen. Wüthender noch strich der Fiedelhanns seine Saiten und hüpfte dazu wie toll auf dem Brunnenstock umher, bis er plötzlich sein Spiel abbrach, den Fiedelbogen lang — der Richtung nach über die Köpfe der Kämpfenden hin — ausstreckte und dabei sich geberdete, als sehe er etwas für seine Partei höchst Erfreuliches hinter der feindlichen Reihe. War es nun die Wirkung der kräftigen Hiebe Hermans und seiner Genossen, oder brachten die Geberden des hochsitzenden Geigers die Knechte des Bastards auf die Vermuthung

von Feinden im Rücken, genug, sie wichen mit einem Male rasch, wenn auch fechtend zurück, ließen ihre Verwundeten liegen und zogen sich gegen den Schloßplatz hin, während die Schlettstädter heftig nachdrängten. Dorten warf sich ein Theil der Zurückweichenden mit dem ritterlichen Sohn des Bastards in die Burg und vertheidigte noch lebhaft den Eingang zu derselben, während sich die kleinere Hälfte unter Anführung des Jost Schurpfinsack ablöste, um die Gasse weiterhin bis zu dem entgegengesetzten Thore zu verfolgen. Sie zogen offenbar vor, durch dieses das Freie zu gewinnen, statt in der nicht sehr geräumigen Burg, wie Schafe im Pferch zusammengedrängt, um ihr Leben kämpfen zu müssen.

Kaum jedoch war das Thor geöffnet, als ein Haufe bewaffneter Männer, welche sich draußen im dichten Weidengebüsch verborgen gehalten, hereindrang und Alles vor sich niederschlug, was sich zur Wehr stellte. Während die meisten seiner Leute jetzt in der Verzweiflung die Waffen hinweg warfen und um Gnade baten, sprang Jost Schurpfinsack fluchend vor, um mit seiner gewohnten Tapferkeit einem der Vordersten dieser neuen Gegner den Spieß an den Bauch zu setzen. Das war aber ein langer Mann mit wenig Bauch und noch weniger Umständen, wie sich erwies. Denn er war-

tete nicht, bis Jost Schurpfinsack an ihn gelangte, sondern schleuderte alsbald sein Schlachtbeil nach dem kühnen Kriegsknecht. Dasselbe traf diesen denn auch auf die Brust mit solcher Wucht, daß er hinfiel, wie ein Sack.

„Straf mich St. Velten von Ruffach!" röchelte der Reissige, während ihm ein Blutstrahl aus dem Munde sprang. „Mord und Blut, aus ist's!"

Sein Gegner verweilte einen Augenblick neben dem Gefallenen und sah ihm in die brechenden Augen, während er sein Beil wieder aufhob.

„Laß Dich's nicht gereuen, lieber Gesell; stirb mannlich, wie Du Dich gehalten! So manchem wälschen Gecken ist's nicht besser ergangen, wenn der lange Kunz ihn traf. Wollte Gott, wir stünden zusammen gen die Wälschen, statt in solchem Strauß mit Landeskindern! Aber, wie man's treibt, so geht's!" meinte der Lange und eilte dann weiter in das Städtchen hinein.

Siebentes Kapitel.

So bringt's das Kriegsglück.

Während die Söldner, welche dem Jost Schurpfinsack gefolgt waren, unter dem Thore, das sie zum Ausgang gewählt hatten, von den Streitgenossen des langen Kunz theils darnieder gehauen, theils in die Stadt zurückgetrieben und entwaffnet wurden und nur Wenige sich mit ihren fortkämpfenden Kameraden wieder vereinigen konnten, tobte der Streit vorzugsweise um das Schloß selbst und unter dessen Thoren. Junker Matthies regte dorten durch Wort und That die getreuen Knechte zu hartnäckigem Widerstande an. Nicht um den Sieg, nicht um das eigene Leben kämpfte er mehr, sondern um Freiheit und Leben seines Vaters, auf den es, wie er wohl schließen durfte, bei dem Ueberfall besonders abgesehen war.

Als der Sohn den Vater verlassen hatte, um in die Reihen der Kämpfenden zu eilen, verfiel Heinz Grefe in den Zustand zurück, in welchen ihn die unerwartete Nachricht von der Ankunft des Feindes versetzt hatte. Als ein Bild hilfloser Bestürzung blieb er auf der Kante seines Nachtlagers sitzen, während die Schloßdienerschaft in wilder Angst sich nur noch um sich selbst bekümmerte. Dem sonst so kühnen Mann, der allweg zum Strauß mit seinen Feinden aufgelegt war, schien das Unerwartete des Angriffs allen Muth, alle Thatkraft gelähmt zu haben. Schon gellte der Schlachtruf den Bewohnern des Schlosses furchtbar in die Ohren, immer lauter, immer näher tönte das Geschrei und das Getöse des Kampfs, das Fluchen, Heulen der Zurückgedrängten und Verzweifelnden, — und endlich die hellerklingende, mitten im wilden Kampf noch freudige Stimme seines Sohnes.

Da fand Heinz Grefe die Kraft, sich von dem Lager zu erheben. Durch das Zimmer humpelnd, gelangte er in den Gang an's Fenster. Waffenklirren und Schwertschlag klang schon herauf. Er warf einen Blick hinunter und sah nur ein wildes Getümmel von Weichenden, die sich mit ihren Wunden ächzend und stöhnend über den Schloßhof schleppten, von Fliehenden, welche die Eingänge zu erreichen suchten, um ein Ver-

steck in den Winkeln der Burg zu finden, während unterm Thorweg noch immer gekämpft wurde.

„Schlettstadt! St. Georg und St. Fides!" hallte jetzt mächtig in den Burghof herein und, vom bleichen Schrecken übermannt, taumelte der Bastard vom Fenster hinweg.

Der Ruf hatte ihm stärker, als alles Andere, zum furchtbaren Bewußtsein gebracht, daß seine erbittertsten Feinde gekommen waren, Rache zu üben für alle erlittenen Unbilden. Und da stand er einsam, in seinem Zustande ein wehrloser Mann, während sein Sohn vielleicht schon unten auf den Stufen der Treppe erschlagen lag. Heller und näher klangen die Schwerter; auf den Schwellen der Eingänge zum Palas wurde noch gekämpft. Aber schon hallten die Treppen unter den Tritten der Heraufstürmenden, schon klirrten die Gänge und trugen dröhnend den Schall in alle Winkel des Schlosses.

„Nur immer voran! Hinauf, wo wir ihn finden!" klang eine laute Stimme befehlend durch das Getümmel.

Da eilte der Bastard von Lützelstein, so rasch er sich mit seinem lahmen Bein fortzubewegen vermochte, in den hintersten Winkel des Ganges, dann fort durch eine offene Thür, weiter, weiter. Die zaghafteste, verzweifeltste Stunde seines Lebens war gekommen. Aus

dem Schlosse sich zu retten, vermochte er nicht mehr, denn alle Zu- und Ausgänge mochten besetzt, die ganze Burg umstellt sein. Er konnte in seiner Angst nur noch ein Versteck im Hause selbst finden.

Es waren fürchterliche Minuten für den verzweifelten Mann, als man schon durch die obere Halle stürmte, die Thüren hinter ihm eingestoßen, eingeschlagen wurden, und endlich der Donner gewaltiger Axtschläge, die sich an einem festen Thore im oberen Stock des Schlosses selbst versuchten, wie das Anpochen des jüngsten Gerichts, die Mauern erschütterten und noch durch die fernsten Winkel des alten Baues dröhnten. —

Der Gefangene im dicken Thurm hörte dieses mächtige Anpochen auch und stand in heftiger Aufregung, aber ohne Schrecken. Ja, Meister Schwarz vernahm diesen Donner auch. Schlug er doch unmittelbar an sein Ohr, denn die Axtschläge galten dem eisenbeschlagenen Thore, das seinen Kerker schloß.

„Meister Schwarz, seid Ihr innen?" rief draußen eine Stimme, die ihm wie eine Engelsbotschaft klang.

„Ja, Martin, ja, Du mein lieber Geselle!"

Ein Jauchzen antwortete draußen. Die Beilschläge verdoppelten sich mit der Wucht, welche Küferarme zu geben vermögen. Und endlich sprang das Thor halbzerschmettert auf, die Männer stürzten herein.

„Schwager, mein lieber Bruder!"

Eine innige Umarmung folgte und ein kräftiges Handschütteln der ihren Meister umdrängenden Gesellen.

„Oh, ich wußte, mein Lieber", wandte sich Meister Schwarz an seinen Schwager Conrad Lang, „ich wußte, daß ich Dir meine Befreiung zu danken haben werde."

„Nicht mir! Nicht mir, Bruder! Einem, der Dir näher steht. Ohne ihn wären wir wahrlich nicht hier."

„Mein Sohn! Mein Sohn! Hermann! Wo ist er? Ich sehe ihn nicht unter Euch!"

Und die Blässe der Angst sog die Thränen im Auge des Vaters auf.

„Wo ist mein Herman? Mein Kind?"

„Noch freudig im Kampf, wo er allweg das Beste that!" sprach Conrad Lang. „Es war ein heißer Morgen, Bruder, ein weidliches Dreinschlagen. Und noch immer wehrt sich der Feind. Aber komm, komm aus diesem Trübsal an Gottes freie Luft!"

So verließ Meister Schwarz seinen Kerker am Arme seines Schwagers, während sich die Gesellen zum Theil als Geleite anschlossen, zum andern Theil dorthin eilten, wo im Schlosse noch fortgekämpft wurde oder Gefangene zu machen waren. Unterwegs sprach Conrad Lang zu dem befreiten Schwager, indem er

auf einen Mann im schlichten Röcklein zeigte, der eine zerschmetterte Fiedel im Arme hielt:

„Sieh den an. Kennst Du ihn noch? Auch er war ein treuer Kampfgenosse, wenn auch nur mit Fiedelbogen und Grütze unterm Schädel. Er hat uns durch das Schloß an das Thor Deines Verließes mitten durch das Getümmel geführt.“

„Wohl kenn' ich den Fiedelhanns noch!“ sprach der Meister, dem Spielmann die Hand reichend. „Hörte Dich schon gestern, warst mir ein Hoffnungsvogel. Aber, Freunde, hat der Strauß noch kein Ende? Da klirren noch Waffen! Gott, ist's nicht mein Sohn?“

Sie waren in die große Schloßhalle gelangt, in deren Vorraum auch Hermann von unten her vorgedrungen war, als ein Bewaffneter hervorsprang, der mit Blut und Staub bedeckt, das blanke Schwert in der Faust, an ihm vorüber zu kommen suchte, augenscheinlich um die weiter führende Thür decken zu können.

Hermann Schwarz vertrat ihm den Weg. Hinter ihm her stürmten Andere, um sich auf den Bewaffneten zu werfen, der noch Widerstand leisten zu wollen schien. Hermann winkte aber den Freunden entschieden ab und wies sie auf eine lohnendere Jagd.

„Sucht nach dem Bastard! Den hier laßt mir!“ rief er.

„Dir?! Herr meines Lebens, so hab' ich endlich den Küferskuecht vor mir!" rief der Bewaffnete, der, trotz seines jugendlichen und in dieser Stunde bereits sehr erschöpften Aussehens, alsbald muthig und mit lebhaftem Ausfall seinen Stahl an den des Gegners schlagen ließ.

Der junge Schlettstadter aber fing den Hieb mit derbem Widerschlag auf, blitzschnell mit dem breiten Zunftschwert auf den Gegner rückend und denselben in die Ecke drängend.

„Ergebt Euch, Junker! Wehrt Euch nicht unnütz!"

„Deß sollst Du Dich nicht rühmen, Schelm!" rief der junge Edelmann. „Noch hält meine Faust das warme Eisen!"

„So helfe Dir Gott! Wehr Dich für den Schelm!" entgegnete Hermann Schwarz, und ein kurzer Zweikampf erfolgte, bis mißtönig summend eine der Klingen wider die Mauer flog und klirrend zu Boden fiel.

Es war in demselben Augenblick, als der befreite Meister mit Schwager Lang, dem bewährten Führer der Schlettstadter, in die Halle trat. Ohne deren Eintritt zu beachten, stand der Entwaffnete in der Ecke und erwartete den Todesstoß.

„Das hättet Ihr vermeiden können", sprach Hermann Schwarz, indem er sein Schwert kurz faßte.

„Stoß zu, thu Dein Werk vollends!“

„Nicht doch, Junker Matthies. Ihr seid mein Gefangener“, versetzte Hermann Schwarz.

„Gott sei's geklagt!“ seufzte der junge Edelmann.

„Ihr dürft Euch nichts Böses versehen. Nachdem Ihr Euch mannhaft und ritterlich gehalten, ergebt Euch in Euer Schicksal. Ihr seid uns gut empfohlen!“ setzte Hermann Schwarz noch leise hinzu, als er die Anwesenheit Anderer merkte.

„So muß es denn sein. Thut mit mir nach Eurem Gefallen“, meinte der junge Grefe gefaßt, worauf er mit einem ängstlichen Blick um sich her sah und dann mit ersterbender Stimme klagte: „Aber mein Vater, mein armer Vater!“

Das Wort bewog den Sieger, sich selbst umzukehren. Er hatte ja auch nach einem Vater zu suchen und ahnte nicht, daß sich derselbe so nahe bei ihm, unter den stummen Zuschauern der Scene befand. Hatten sich doch noch Andere streitmüde oder weil der Kampf zu Ende, in der Halle zusammengefunden, wo sie die Hauptleute der Sieger zu treffen erwarten durften. Alle waren dort jetzt Zeuge, wie sich der befreite Vater und der siegreiche Sohn trafen und wortlos umschlungen hielten.

Mit welchen verschiedenen, und doch im Grunde

so ähnlichen Gefühlen fand gleich nachher ein anderes Zusammentreffen zwischen Vater und Sohn statt!

Ein Jauchzen, welches draußen im Gange erscholl, hatte nämlich nicht sobald Besonderes angekündigt, als die Gesellen, welche das Schloß durchstürmt und durchstöbert hatten, einen Mann hereinbrachten, der einen jämmerlichen Anblick bot! Er war nur halb bekleidet, bestaubt, beschmutzt, über und über von Ruß geschwärzt, der ihm in den Haaren, im Gesichte, an Hemd und Beinkleid klebte. Dabei hinkte der Mann, nnd seine ganze Erscheinung war eine ebenso den Spott, als das Mitleid herausfordernde. Bei fast allen Gegenwärtigen überwog das eine oder das andere dieser Gefühle, als so der Mann hereingeführt ward. Nur in Einem Herzen loderte es warm und heiß dem mit Hohn und Schmach Bedeckten entgegen.

„Mein Vater! Mein guter Vater!“ stöhnte es laut und vernehmlich aus der Ecke, wo der junge Edelmann als Gefangener saß.

Der Kopf des berußten Mannes, der bis dahin schwer auf die Brust niederhing, hob sich beim Klange dieser Stimme rasch. Ein Freudenstrahl blitzte aus den trüben Augen.

„Daß ich Dich nur sehe, mein treues Kind, das

ich so lang gering erachtete! Gott lohne Deine Liebe!" kam kaum hörbar von den bebenden Lippen.

Ein einziger scheuer Blick im Umkreis überzeugte ihn, daß sein Aussehen und dessen Ursachen für die gereizten Feinde, in deren Mitte er sich jetzt befand, kein Geheimniß mehr, sondern ein Gegenstand gegenseitiger Mittheilung war.

Ein kleiner Trupp der siegreichen Bürger von Schlettstadt war nämlich, nebst dem jungen Schwarz, mit geschwungenen Waffen die Treppen hinangedrungen und dann mit einem bestimmten Zweck durch die Hallen, Gänge und Kemnaten des Burghauses weiter gestürmt, von Thüre zu Thüre, von Kammer zu Kammer, überall nachsuchend und forschend. Endlich waren sie in einen unscheinbaren Raum gelangt, in welchem außer dem Eingang, durch den sie gekommen waren, nur noch eine niedere verschlossene Thüre zu bemerken war. Ein eigenthümliches Geräusch, seltsam dumpfe Töne, welche aus der Wand zu kommen schienen, erregten ihre Aufmerksamkeit. Indem sie mit den Beilen kurzweg die niedere Thüre einschlugen, hörten sie Töne und Geräusch deutlicher. Ein handfester Zimmermann griff jetzt mit der Hand in das Loch und zog ein Bein heraus, dem das zweite Bein und endlich der ganze derbe Körper eines halb erstickten Menschen nachfolgte.

„Ich denk', wir haben unser Wild erjagt!" sagte der Zimmermann, indem er den Gefundenen aufrichtete und demselben mit der flachen Hand über Kopf und Antlitz strich, das dick mit Ruß belegt war.

Der unselige Mann hatte sich in der Verwirrung seiner Sinne und in der Angst seines Herzens, die ihn nach einer durchschwelgten, schlaflosen Nacht in seinem wehrlosen Zustand überkam, in einen Kamin verkrochen, der vom letzten Winter her noch nicht gefegt worden war. Seine krampfhaften Bemühungen, aus dem entsetzlichen Zufluchtsort zu entrinnen, während er durch das Zufallen der Thüre sich den Rückzug abgeschnitten hatte, mußten ihn seinen Verfolgern verrathen.

Als er sich nun mit diesem beschämenden Bewußtsein in der Schloßhalle rings von den Feinden umringt sah, gegen welche er sonst so große Verachtung geheuchelt, traf sein umher irrendes Auge auf das seines Gefangenen, des Meisters Schwarz. Das sonst so stolze, trotzige Haupt des gefürchteten Bastards von Lützelstein sank da rasch auf die Brust herab, und in dieser zweifelmüthigen und zaghaften Haltung verblieb er, bis Conrad Lang von Schlettstadt zu ihm trat, den Hut lüpfte und sprach:

„Heinz Grefe, die Sach' hat sich gewendet. Trauert drob nicht allzusehr!"

„Weß haben wir uns von Euch zu versehen?" fragte der Unselige seufzend zurück.

„Ihr seid Gefangener! So bringt's das Kriegsglück!"

„Mein Sohn?"

„Auch."

„Hoffentlich in guter Hand. Wir bitten um ein ritterliches Gewahrsam."

„Ihr sollt als Edelleute gehalten werden und dann — wie ihr's verdient habt!" sprach der Hauptmann der Schlettstadter, indem er sich wieder zu seinen eignen Leuten befehlend und anordnend wandte.

Achtes Kapitel.

Es kann nicht sein!

An den Thoren von Herlisheim standen an jenem St. Marxentag die bewaffneten Bürger und Gesellen von Schlettstadt Wache, während im Städtchen selbst die Verwundeten aufgelesen und verbunden, die Erschlagenen bei Seite geschafft und die Gefangenen vorgeführt wurden. Dann ging man an das Niederbrechen der Burg selbst, aus welcher in dieser Fehde den Schlettstädtern so viel Schaden geschehen war. Die Herlisheimer selbst sahen zu, ohne es hindern zu wollen oder zu können, oder hielten sich ferne, um nicht zur Arbeit gezwungen zu werden, die ihnen später von ihrem gnädigen Herrn von Hadstadt wohl schlecht gelohnt worden wäre.

Da und dort standen die Leute in schüchternen

Gruppen beisammen, um sich über das Erlebte zu unterhalten und durch die Mittheilungen, wie Alles so gekommen war und, wenn auch überraschend, kommen mußte, sich selbst aus der Bestürzung zu erheben und von dem gehabten Schreck zu erholen. Man wußte, daß der Jost Schurpfinsack den Tod gefunden und der Bastard aus dem Ofenloch gezogen worden sei. Man erzählte sich auch, daß der wackere Junker Matthies, der das Thurmkätherlein so gerne sah, nach mannlichem Kampf sich ergeben mußte, während sein älterer Bruder, der Hanns, auf den der Vater immer die größten Stücke gehalten, gleich von Anbeginn entflohen und noch rechtzeitig im Hemd über die Mauer entkommen war. Nur gemunkelt ward, daß das blonde Aennelein ihm hierbei die beste Hülfe geleistet habe. Wie aber die Schlettstädter hereingekommen, das wurde jetzt mit zusammengesteckten Köpfen ganz leise geflüstert. Nach einer Stunde zwitscherten es freilich die Spatzen auf dem Dache. Böse Blicke richteten sich nach der Seite des zuerst eingenommenen Thores und noch bösere Zungen zischelten von einer Duckmäuserin, die sich den Anschein zu geben wisse, als könne sie nicht Drei zählen, die Kostbare spiele und sich von Tanz und Reigen fernhalte, wohin zu gehen ehrliche Knaben und Mägdelein sich nicht scheuen dürfen.

Da kam in den ersten Nachmittagsstunden ein Wagen aus dem Städtchen vom Schlosse her gegen das Thor gefahren, das dem alten Sträuchlin in Obhut gegeben gewesen war. An dem Wagen erkannte man dieselben Pferde, welche bei dem Sturm den Schlettstädtern gleich durch das Thor nachgekommen waren, und auf dem Wagen saßen ein halbes Dutzend Bewaffneter, in deren Mitte aber in traurigem Zustande und mit gesenktem Haupte, wehrlos, der sonst so gefürchtete Bastard von Lützelstein und sein jüngerer Sohn, der Junker Matthies, als Gefangene.

Der Wagen mußte lange an jenem Brunnen halten, auf welchem der Fiedelhanns während des Sturms auf die Stadt gesessen war und gottlos darauf los gespielt hatte. Jetzt wußte man, daß der Argwohn des Heinz Grefe gegen den fahrenden Spielmann nur zu sehr berechtigt gewesen, ein Kundschafter war der Fiedelhanns, der mit jener Duckmäuserin unter einer Decke gesteckt. Das Mitleid des zuschauenden Volkes steigerte sich, als der arme junge Edelmann von seinem Sitze manchmal aufschaute und seine Augen lange auf dem Thorhause haften ließ, wo der alte Sträuchlin wohnte.

Mit einem Male öffnete sich die Thurmthüre über der hohen Staffel und auf diese heraus trat das Thurmkätherlein mit einem kleinen Bündel, ihr Vater hinter

ihr. Sie war blaß, wie eine Todte; ihr schönes braunes Haar hing halb aufgelöst auf ihre Schultern herab; ihre Kniee wankten, als könne sie nicht von der Stelle weichen, da sie die Leute unten sah und das Gemurmel hörte, das unheilkündend auf sie aufmerksam machte. Der alte Sträuchlin aber schloß hinter sich die Thüre ab, zog die Klinke heraus und warf sie über die Kante der Mauer hinaus in den tiefen Graben. Flehend blickte Kätherlein nochmals zu ihm auf. Aber mit einem lauten Fluche stieß er sein Kind hinweg, um dann der Unglücklichen Arm zu ergreifen und sie die Treppe hinunter zu führen. Unten blieb er unter dem Zulauf des Volks mit seiner Tochter halten und sah starr auf eine Steinplatte im Boden.

„Besser, ich höbe Dich da als blutige Leiche auf, wie Dein Schwesterlein, das Liseli. Besser, Du lägst da zerschmettert. Geh Deine Wege, — ich hab' kein Kind mehr!"

„Vater, Vater, habt Erbarmen!" rief die Arme niedersinkend und rang knieend die Hände.

„Hinweg, zu Deinem Buhlen. Ich hab' keinen Theil mehr an Dir!" schrie der Alte, sein Antlitz verzerrend und den Arm erhebend. „Nein, Du bist nicht werth, daß ich Dich schlage!" setzte er hinzu und ließ die Zusammenbrechende liegen.

Als sie sich wieder erhob und um sich blickte, war ihr Vater nicht mehr da, aber andere Leute, die ihr ebenfalls keine freundlichen Blicke und nur bittere Worte gönnten. Ihr Auge traf den Wagen, es war derselbe, auf welchem die falschen Pilgerinnen gekommen waren. Jetzt saß dort Heinz Grefe und sein Sohn — Junker Matthies — gefangen. Die Augen des jungen Edelmanns ruhten auf ihr, sie sah es, fühlte es. Da drückte sie die Schürze vor das Gesicht und ging so den wohlbekannten Weg durch's Thor hinaus. Wohin sie wollte, das wußte sie nicht. Sie begehrte nur von dieser Stelle.

„Halt! Wohin?"

Kätherlein nahm die Schürze vom Gesicht und sah in das Antlitz eines bärtigen, bewaffneten Mannes.

„Fort! fort!" sagte sie. „Laßt mich durch!"

„Kann nicht sein! Niemand darf jetzt heraus! Später!"

Und der Bewaffnete schritt mit seiner Hellebarde ruhig und unbekümmert um das weinende Mädchen unterm Thore hin und wieder. Es war wirklich der Befehl gegeben, Niemanden, wer es auch sei, durchzulassen; und die Schlettstädter Bürgerwache, welche das Thor besetzt hielt, wußte wohl, wie nothwendig die Strenge war, da keinerlei Kunde über das, was in der Stadt vorgegangen, hinaus nach Hadstadt und zu

den andern Freunden des Bastards dringen durfte. Lagen sie auch fünfhundert Mann stark im Orte, so war das Werk, zu welchem man gekommen, noch nicht so ganz vollendet, als daß man sich durch einen äußern Angriff darinnen gestört wissen wollte.

„Zurück!“ rief die Wache, als Kätherlein in ihrem schrecklichen Seelenzustande dennoch weiter gehen wollte.

„So Recht! So muß es der Verrätherin ergehen!“ rief jetzt eine Stimme hinter ihr, daß sie sich rasch umwandte.

„Aennelein!“

„Ja, Aennelein, — Du falsches Thurmkätherlein, Du! Jetzt zeigt sich's, was Du für Eine bist, Du schlechte Dirne!“

„Was hab' ich denn Dir gethan?“ klagte die Arme und streckte die Hände flehend nach der früheren Freundin.

„Bist Du nicht schuld, daß Alles so ergangen? Meinst Du, man wisse es nicht? Hast Deinem Schlettstädter Küfer gestern in der Flurkirche gesagt, wie er's machen soll, — hast Deine Vaterstadt und den armen Junker dort verrathen, — Gott sei Dank, den Hans haben sie aber nicht gekriegt! Drinnen liegen viel junge Gesellen todt und zum Tode wund. Ja, Du Schlechte, von den Lebendigen und Todten bist Du verflucht.

Meinst, Dein Küfer werde Dich mitnehmen? Ja, Schneckentänz'!"

Das blonde Aennelein hätte in seiner tugendhaften Entrüstung mit den grausamen Vorwürfen wohl noch kein Ende gefunden, wenn nicht mittlerweile wieder der Auszug der Schlettstädter begonnen hätte, wodurch sie wider Willen von der Geschmähten getrennt wurde, während diese, ohne für den Augenblick vorwärts oder rückwärts zu können, sich an die Wand kauerte und mit unsäglichem Leid im Herzen, abgewandten Gesichts, still vor sich hinweinte. —

Schaar um Schaar zog vorüber. Das waren frohe Empfindungen, wie sie nur ein nicht sehr blutiger Sieg gewähren kann, durch den Alles erreicht worden. In des armen Mägdeleins Brust, das da zitternd und schluchzend, mit aufgelöstem Haar an der Mauer kauerte, fand die freudige Stimmung keinen Widerhall oder nur einen höchst schmerzlichen. Mit dem Gesichte gegen die Wand gekehrt, stand die Arme da, versunken in den Abgrund der trostlosen Stunde. Sie wollte nur nicht gesehen, nicht bemerkt sein und wünschte sich aus der Welt, in die kühle Gruft der Schwester.

Heftig zuckte sie zusammen, als eine Hand ihre Schulter berührte und eine nur zu wohl bekannte Stimme an ihr Ohr schlug:

„Kätherlein, lieb Kätherlein, Du bist's? Was thust Du hier? — Sieh mich doch an!"

Aber sie sah ihn nicht an, wandte sich nicht um. Wußte sie doch, wer hinter ihr stand, und, wie Espenlaub am ganzen Körper schauernd, blieb sie stehen. Da nahm er ihr Häuptlein mit beiden Händen und kehrte es um. Er sah ihr in's Antlitz und erschrack; es war so blaß, so todtenbleich, als sei sein Kätherlein gestorben. Die lieben Augen waren so trüb und roth, als hätten sie alles Licht verloren und seien in Thränen erloschen.

„Kätherlein, mein holdes Lieb, was ist Dir? Sieh mich nicht an, als lägest Du im Tode!" bat er in Angst. „Laß Trauern fahren und freue Dich mit mir. Bald will ich wieder kommen — sieh mich freundlich an, mein Kätherlein."

Da schaute sie ihn an, aber mit Augen voll unaussprechlicher Trauer.

„Kümmert Euch ferner nicht um mich", flüsterte sie abwehrend. „Ziehet hin, Herman Schwarz, und weilet bei Euerm Vater, daß er Euch gut bleibe und in Liebe gewogen. Mich aber laßt hier, — vergesset meiner!"

Ein heller Thränenquell erglänzte zwischen den Wimpern, als sie sich plötzlich wieder abwandte und

das Gesicht an der Wand barg. Ein Wagen fuhr eben vorüber, der Wagen der Pilgerinnen. Neben den gefangenen Edelleuten saß jetzt auch Meister Schwarz und sprach hier und da ein wohlgemeintes, treuherziges Trostwort; sie sollten sich in den Schlag und Wechsel des Schicksals fügen. Seine Augen suchten dabei stolz und in freudigem Danke nach dem Sohne, der an der Spitze seiner Schaar an dem Wagen vorüber gezogen war. Er hatte herüber gesehen und die Blicke auf dem jungen Paare haften lassen; aber er wandte sie wieder mit kaltem Ausdrucke ab, als ob er seinen Herman nicht erkannt habe. Dieser selbst hatte den Vater nicht bemerkt, sondern war vollständig mit der Geliebten beschäftigt.

„Um Gottes willen, Kätherlein, weine nicht!" bat er mit bebender Stimme, „bald bin ich wieder bei Dir, mein Leben, und hole Dich als mein Weiblein nach Schlettstadt."

„Es kann nicht sein, Herman Schwarz", sprach sie jetzt gefaßter, ja mit Festigkeit, indem sie ihr Gesicht voll zu ihm kehrte. „Euer Vater mag mich nicht! Folget ihm, damit Ihr nicht das Leid erlebt, das mich betroffen. Haltet, was Ihr verheißen gegen die Gefangenen, die mir fluchen. Ich will es auf mich nehmen. Wir aber dürfen uns nicht wieder sehen. So

scheidet von mir! Ich aber will als ein armes, zweifelmüthiges Mägdelein mich damit trösten, daß ich nur für Euch also gehandelt. Geh, Herman Schwarz, behüt' Dich Gott!"

Während er wie betäubt stand und ihre Hand zu erfassen suchte, war sie schon an der Reihe der Vorüberziehenden hin entschlüpft, wie ein aufgescheuchtes Reh davon geeilt und rasch hinter der Ecke verschwunden. Er starrte ihr nach eine ganze Weile, bis ihn der scherzende Zuruf der vorüberziehenden Kampfgenossen zum vollen Bewußtsein der Lage brachte. Da wandte er sich mit blutendem Herzen in der Richtung des Auszugs, an seinem Vater vorüber zu der Schaar zurück, welche er führte. Die frohen Kameraden empfingen ihn mit neckischen Anzüglichkeiten, ohne daß er den traurigen Ernst seiner Miene veränderte — Mit Sang und Jubel ging es durch Thor und Flur, als der Vortrab plötzlich hielt und die Annäherung einer Reiterschaar verkündigte. Es waren die Leute des von Hadstadt, unter Führung ihres Herrn selbst; als sie jedoch die Zahl und die Anordnungen bemerkten, welche für einen etwaigen Angriff getroffen wurden, hielten sie es besser, sich zurückzuziehen. Herman Schwarz hatte dem neuen Kampf entgegengesehen, ohne daß seine Miene sich veränderte.

Jauchzend ging es Colmar zu, vor dessen Thoren zu lagern, aus welchen das neugierige Volk herausströmte, um den Heinz Grefe als Gefangenen der Schlettstädter zu sehen. Da drängte Junker Michael Würmleins spindelbeinige Figur sich besonders vorwitzig vor an den Wagen, rief dem Junker Matthies seine Witzeleien zu und fragte den Bastard, ob er wirklich unter die Schornsteinfeger gegangen sei. Da war auch Meister Störlin mit Handschlag und Gruß für seine lieben Vettern Schwarz und Lang, und selbst die schöne Gertrud hatte sich eingefunden, um Herman zum raschen Sieg zu gratuliren, ohne daß dieser über solcher Aufmerksamkeit den ernsten Ausdruck seines Gesichtes verloren hätte.

Hinter Colmar stieß man auf Notar Geiler von Kaysersberg, welcher eben im Begriff war, nach Herlisheim zu reiten und die Befreiung des Meisters Schwarz auf Grund des Landesrechts zu erwirken. Er hatte große Lust, die Thatsache der bereits erfolgten Befreiung nicht anzuerkennen und diese als ungültig zu verwerfen. Auch diese Begegnung verscheuchte nicht den trüben Ernst des jungen Schwarz, so wenig als der Jubel andern Morgens beim Einzug der siegreichen Bürger in die Vaterstadt. Denn er dachte an das in Schmerz vergehende Mägdelein, dem vor Allem Be-

freiung und Erfolg zu danken, an welchem sein Vater ohne einen warmen Blick vorbeigefahren, die Genossen achtlos vorüber gezogen waren. Die bittern Empfindungen in dem liebenden Herzen Hermans wurden nicht einmal von dem freudigen Empfang durch Mutter und Schwester verscheucht.

Fünftes Buch.

Daheim.

Erstes Kapitel.

Eingedenk!

Am St. Marxentag des Jahres 1448 herrschte eine bange und besorgnißvolle Stimmung in der kleinen Reichsstadt an der Ill. Der Bürgerschaft von Schlettstadt hatte zwar schon manchen kühnen Strauß glücklich durchgefochten, vornehmlich jenen drei Jahre vorher im Gebirgspasse des Leberthals gegen die abziehenden Armagnaken, denen man mit rollenden Felsstücken und Baumstämmen den Weg verlegte, um dann mit dem Kampfruf „Hie Schlettstadt!“ auf sie einzustürzen, daß über dreihundert wälsche Leichen den Hohlweg deckten, während die Uebrigbleibenden sich in wilder Flucht durch das Gebirge nach Lothringen retteten. Ja, damals kehrten die Sieger mit reicher

Beute nach der Vaterstadt zurück, wo man sie im Triumphe nach dem Rathhause geleitete, in dessen Vorhalle die eroberten Geschütze und Fahnen zum Gedächtnisse des glorreichen Tags aufgestellt wurden. Aber heute war es doch etwas Anderes, wenn auch wieder Conrad Lang, der bewährte Führer, den Oberbefehl übernommen hatte. Es galt dießmal keinen Kampf im freien Felde, sondern die waffenfähige Bürgerschaft war fünfhundert Mann stark ausgezogen gegen eine entfernte feste Stadt, in welcher ein kriegsgewohnter zahlreicher Feind lag, und welcher man mit Gewalt kaum etwas anzuhaben vermochte. Man hörte wohl von einem klug ausgeheckten Kriegsplan, aber das Dunkel, welches über demselben waltete, war nicht geeignet, die Besorgnisse zu zerstreuen oder den aufkeimenden Verdacht eines Verraths zu ersticken.

So war es natürlich, daß den Zurückgebliebenen die Herzen in ängstlicher Erwartung pochten und bebten. Die Männer vermochten in der Unruhe ihrer Seele dem gewohnten Tagewerk nicht obzuliegen; auch die Weiber standen in innerlich bewegten Gruppen auf den Straßen und vor der Rathhaushalle oder gingen leise zusammenflüsternd umher, rangen wohl auch im Jammer der Ungewißheit die Hände oder falteten sie zum Gebet, wenn sie in den Gotteshäusern zu St.

Georg und St. Fides auf die Kniee sanken. Denn Jedermann hatte neben der Sorge für die Stadt noch seine eigene um Einen oder Mehrere, die mit ausgezogen waren zu dem gefährlichen und verzweifelten Unternehmen.

Diese Angst und Sorge, welche sich aller Gemüther bemächtigt hatte, äußerte sich bei Vielen nachgerade, und wie gewöhnlich in solchen Lagen, durch bittere Reden und üble Bemerkungen.

„Da ist wieder allein die hochmüthige Schwarzen-Sippe schuld daran!“ hieß es. „Wir Alle sollen die Suppe ausessen, die von denen eingebrockt worden“.

„Aber seht doch, Leute, da kommt die Sabine aus der Kirche!“ bedeutete ein älterer, schlichtgekleideter Bürger den Uebelredenden. „Das Mägdlein ist doch die Demuth und Bescheidenheit selbst. Wie könnt Ihr heut' so von der Familie reden?“

„Ja, Claus Butzer, Ihr haltet Euch zu ihnen, weil Euer Martin —“

„Nun was soll's mit meinem Martin? Heraus damit, wenn Ihr Unehrliches von ihm wißt! Geselle ist er in dem Hause und ich denke, ein tüchtiger, — wird sich auch hoffentlich heute als solcher halten. Oder meint Ihr anders? Wohlan, sagt her!“

Von Eurem Martin ist nichts zu sagen," lautete jetzt die Gegenrede, „aber was gehen die Stadt die Angelegenheiten des Meisters Schwarz und seines Herman an? Ihretwegen steht jetzt die ganze Gemeinde in Sorge und Noth.".

Und in dieser Weise unterhielt man sich auch anderwärts. Da ward berichtet, wie der Rath der Stadt dafür gewesen sei, den gefangenen Meister zu lösen, der jedoch selbst für seine Befreiung keinen Heller seines Vermögens preisgeben wollte, wie dann plötzlich und für Alle überraschend der junge Schwarz, aus der Fremde heimkehrend, in der verflossenen Nacht vor den Rath getreten sei mit einem verwegenen und abenteuerlichen Plane, die Fehde durch Einen Schlag zu siegreichem Ende zu führen. Und dieses sollte durch Hülfe eines hörigen Mägdleins geschehen, mit welchem der Herman schon früher in Buhlschaft gestanden, wie sich beim Küferfest zu Colmar gezeigt habe, wo er ihretwegen Preis und Ehre der Schlettstädter Küferzunft in die Schanz geschlagen und damit der Stadt auch diese Fehde auf den Hals geladen habe. Dem aber sei der Schultheiß Heinrich Hammer gebührend entgegengetreten und es sei beinahe so weit gekommen, daß der Schultheiß in gerechter Erregung, wie vor zwanzig Jahren Herr Hans von Botzheim, seinen

kaiserlichen Stab zu Boden geworfen habe. Conrad Lang jedoch habe den Auszug dennoch vor dem Rathe durchgesetzt, als ihm der Pfeffinger, der Heilmann, Kempf, Fiedler und Winkler zustimmten, daß es der freien Stadt des Reichs nicht anders würdig sei, als das Recht mit Waffengewalt gegen den Feind durchzusetzen. So habe man den verwegenen Anschlag gut geheißen und den Auszug beschlossen, der nur zu leicht zu einem schlimmen Ende führen könne, ja führen müsse. Wollte man doch schon bestimmte Kunde von Unfällen haben, welchen die Ausziehenden schon unterwegs ausgesetzt gewesen seien.

Sabine, die Tochter des gefangenen Meisters, war im Münster von St. Georg lange auf ihren Knieen gelegen. Im inbrünstigen Gebete zu Gott hatte sie sich die Ruhe des Herzens wieder geholt und ging getrost dem älterlichen Hause entgegen. Aber sie hörte so viel von den Reden der Umstehenden, daß sie Mühe hatte, ihre Fassung vor der Mutter zu bewahren, die bei tiefbekümmertem Herzen und argbelastetem Gemüthe dennoch mit äußerlicher Ruhe treulich in dem Hause waltete, dem der Herr und Gebieter fehlte. Das noch übrig gebliebene Gesinde wußte die innere Unruhe, von welcher die greise Meisterin umher getrieben wurde, kaum zu ermessen und bewun-

derte die Gemüthsruhe der Frau Agathe. Die Tochter jedoch theilte den Schmerz und die Hoffnung, welche sich im Herzen der Mutter stritten, und kannte sie.

„Noch keine Kunde, Sabine?“ fragte die Meisterin gleichsam nur so beiläufig. „Nichts Neues, liebes Kind?“

„Ach, Mutter, es kann wohl noch keine Kunde da sein,“ antwortete die Tochter. „Aber ich hoffe zu Gott, daß Alles gut gehen werde.“

„Der ist unsere Hoffnung, auf den wollen wir bauen!“ sagte Frau Agathe mit Gelassenheit und Zuversicht. „Nicht wahr, Kind, die Leute reden gar unweise, und zu einer Zeit, wo noch gar keine Botschaft von Herlisheim angelangt sein kann, wollen sie schon wissen, der Vortrab der Unsrigen sei darniedergelegen. Du wirst blaß, Sabine? Glaube es nicht! Unser Herman war voller Zuversicht, — er wird den Vater bringen.“

„Ja, ja!“ bekräftigte Sabine aufathmend. „Und — unsere Gesellen haben geschworen, nicht ohne ihren Meister zurück zu kehren.“

„Der Martin hat sich so verheißen, der gute Geselle,“ berichtigte die Mutter. „Er meint es redlich; ob er aber so viel auszurichten vermag, als sein Mitgeselle —“

„O, er wird Alles daran setzen," fiel Sabine rasch ein, indem sich die bleichen Wangen des schlichten Mädchens färbten. „Allerdings, der lange Kunz wird auch das Seinige thun und ist dazu erfahrener und schon im Krieg gewesen."

„Gewiß, Sabine, aber warum gedenkst Du des Wenzel nicht? Ihn meinte ich, und seiner Klugheit und Gewandtheit vertrau' ich — nächst meinem Bruder und meinem Sohn — am meisten. Sieh doch, was es auf der Gasse gibt!"

Sabine war froh, diesen Befehl jetzt erhalten zu haben und kehrte ihr erblassendes Antlitz rasch dem Fenster zu, während sich ihre Mutter nach einem andern wandte, um zu schauen, was der Lärm bedeute. Ein Zusammenlauf von Weibern und Kindern fand unten statt, die unter Händeringen einander zuriefen und in Weinen und Klagen ausbrachen.

„Lugt nur durch's Fenster!" rief eine gellende Weiberstimme, mit der Hand heraufdrohend. „Ihr seid Schuld an all' dem Blut!"

Erschrocken wollten die Frauen wissen, was denn geschehen sei, als der Vater Martins, der alte Küfer Claus Butzer, hinzutrat und den heulenden Weibern ihr Gebahren verwies, indem er fragte, was sie denn hätten.

„Was wir haben? Unsere Leute sind zu Herlisheim unterm Thor darnieder gehauen worden!“ schrie eines der Weiber.

„Nein, man schloß das Thor hinter ihnen und würgte sie in der Stadt ab,“ berichtigte die Andere.

„Es ist nicht wahr!“ fuhr der alte Claus Butzer dazwischen. „Ein thörichtes Gerede. Wär's an dem, so müßte doch Einer von den Unsrigen solche Kunde gebracht haben, und noch ist keiner angelangt.“

„Weil Alle todt sind!“ kreischte jetzt eine Weiberstimme, und das Zetergeschrei ging nun in so hohem und drohendem Masse los, daß Mutter und Tochter im Hause des Meisters Schwarz vor Entsetzen die Fenster schlossen.

Die beiden Frauen saßen blaß und zitternd einander gegenüber, als der alte Claus Butzer eintrat, sich wegen der Störung entschuldigte und länger als eine Stunde im Hause verweilte, indem er alle Trostgründe beibrachte, die sein Verstand ausfindig machen konnte. Sabine besonders war empfänglich für dieselben, während es die Mutter dem alten Handwerksgenossen ihres Mannes wenigstens Dank wußte, daß er gekommen war, um ihr an diesem Tag nicht bloß mit Worten Trost zuzusprechen, sondern mehr noch, wie sie wohl erkannte, den Beistand eines entschlossenen

Mannes zu leisten, wenn es nöthig werden sollte. Dabei lernte sie zum ersten Male den durch unverschuldete Schicksalsschläge heruntergekommenen Meister höher schätzen, der es als eine Wohlthat ansah, seinen Sohn bei Meister Schwarz in Arbeit stehen zu haben. Wenn nun Frau Agathe einmal Gelegenheit nahm, von der Anstelligkeit und dem ehrlichen Eifer Martins zu sprechen, so hatte sie keine Ahnung davon, daß diese Lobsprüche noch wohler, als dem Vater des Gepriesenen, ihrer eigenen Tochter klangen.

So war der Abend gekommen, als ein einzelner Reiter durch das Thor in die Stadt hereinsprengte, in welchem die zusammenlaufende Menge den dicken Caspar erkennen wollte, der mit ausgezogen war. In wilden Gedränge lief die Menge herzu und überschüttete ihn mit Fragen, während der Reiter nur immer an die Kehle langte und endlich die Worte herausbrachte:

„Durst! Durst!“

Man tränkte ihn so rasch als möglich mit einem Krüglein herbeigeholten Weins. Erst als dieser geleert war, brach der dicke Caspar — denn er war es wirklich — in den Ruf aus:

„Wir haben ihn! Wir haben ihn!“

„Wen?“ schrieen ungeduldig hundert Stimmen zugleich. „Den Meister Schwarz?“

„Ja, und den Andern dazu!“

„Welchen Andern? Welchen Andern?“

Aber der dicke Caspar hatte inzwischen wieder nach einem andern dargereichten Krüglein gelangt und es an den Mund gesetzt, während die Ungeduld und Spannung der immer größeren Menge, welche von allen Seiten her sich verstärkte, den höchsten Grad erreichte.

„Mit Gunst, liebe Leute,“ fing dann, nach vollbrachtem Werk, der dicke Caspar wieder an, „glaubt mir, es hat mehr Schweis und Blut gekostet, als das Krüglein da Wein faßt. Gar Mancher mußte durstig in's Gras beißen, und ich halt' dafür —“

„Welchen Andern habt ihr noch?“ wurde er stürmisch unterbrochen.

„Ei, wen anders, als den Bastard, den Heinz Grefe selber! Der alte Weinbauch wird jetzt nur so viel Wein trinken, als er kriegt!“

Das umstehende Volk brach in einen wilden Jubelschrei aus, der immer wieder von Neuem anhub. Unterdessen that der dicke Caspar sein Möglichstes, all' die Krüglein zu leeren, die ihm unterwegs von den herzueilenden Bürgern gereicht wurden. Bis er an das Rath-

haus kam, wo ihm der Schultheiß selbst entgegen schritt, war sein tolles Reden bereits ein unverständiges Lallen, und als er in die Wohnung seines Meisters gebracht wurde, ließ sein Zustand eine Unterredung mit den Frauen des Hauses nicht mehr räthlich erscheinen.

Die Nacht war schon angebrochen, mit dem Dunkel derselben aber die Freude eines Siegestags. Die vorher am meisten verzagen wollten, überließen sich jetzt dem lautesten Jubel und wildesten Taumel. Und doch kannte man noch nichts Sichereres, als die Aussage des immer durstigen dicken Caspars. Aber noch in der Nacht kam bestimmte und ausführliche Botschaft an den Rath, daß der Anschlag des jungen Schwarz auf das feste Herlisheim vollständig gelungen und siegreich durchgeführt, der biedere Meister befreit und der Bastard von Lützelstein sammt seinem Sohn in den Händen der Bürger sei, welche auf der Heimkehr begriffen, zu Gemar und Berkheim lagerten, um von den großen Anstrengungen des Tages auszuruhen und andern Morgens in die Vaterstadt einzuziehen.

Der Bote, welcher diese beglückende Kunde brachte, wurde vom Volke in die Gasse begleitet, wo das Haus des Meister Schwarz stand und Frau Agathe mit ihrer Tochter noch immer in banger Ungewißheit der Bestätigung der frohen Gerüchte harrte, welche

auch den Weg zu ihnen gefunden hatten. Claus Butzer befand sich noch in dem Wohngemach der beiden Frauen, als ein Jubelgeschrei ohne Ende von der Gasse herauf durch die Nacht erscholl, daß die Fenster dröhnten. Da sich nun aber im Hausgang eilige Schritte nahten, sprang Sabine mit hochgerötheten Wangen und wogender Brust von ihrem Sitze auf. — Die Thür öffnete sich, und auf der Schwelle erschien bestaubt und erhitzt ein junger Geselle.

„Martin!" rief Frau Agathe auf ihn stürzend. „O reicher Gott vom Himmel herab! Wie steht es?"

„Alles wohl! Schönen Gruß vom Meister an Weib und Kind, von Herman an Mutter und Schwester! Morgen in aller Frühe kommen sie selbst mit all' den Unsrigen, die zu Gemar lagern. Und so grüß' ich auch Euch, lieber Vater! Das fügt sich schön, daß Ihr hier seid."

„Martin," fing Frau Agathe wieder an, indem sie des Gesellen Hand erfaßte und vor Bewegung kaum zu sprechen vermochte. „Martin, das gedenk' und dank' ich Dir mein Leben lang. Du dachtest an uns, daß wir's noch nicht wüßten, als Alle müd' sich lagerten; Du machtest Dich auf den Weg noch in der Nacht. Wir gedenken Dir's, Martin, ich und meine Sabine!"

Der gute Geselle sah ganz verwirrt über die Schultern der Meisterin hinweg nach Sabinen, deren treue Augen durch Thränen selig zu ihm herüber lachten. Eine Pause war entstanden, deren Inhalt auch sein alter Vater mit empfinden mochte, da er einen Augenblick lautlos dastand und von seinem Sohn auf die Frau und Tochter des reichen Handwerksgenossen sah. Nun aber hatte sich die Meisterin wieder gefaßt und befahl der Tochter selbst, möglichst rasch das aufgeschobene Nachtmahl herzurichten, an welchem nebst Martin auch sein Vater Theil nehmen mußte. Die Frau Meisterin vergaß über ihrem eigenen Glücke nicht, daß dem Gesellen nach den großen Mühsalen des Tages die leibliche Erquickung das Nothwendigste sein mochte. —

Es war eine lange Nacht voll peinigender, wenn auch froher Spannung für die alte Reichsstadt. Man konnte den Tag kaum erwrten. Und endlich kam er, der freudigste, der je über Schlettstadt gelacht, da alle Glocken von den Thürmen Triumph läuteten und tausendstimmiger Jubel Sieg jauchzte. War doch mit Einem Schlage die Stadt aller Schrecken und Bedrängnisse überhoben und ihrer Fehde ledig, da nun die Schaaren im Triumphe mit fliegenden Bannern und frohem Gesang einzogen und die kühnmuthigen Gesellen

der Küferzunft eben den Wagen durch das Thor herein geleiteten, nach welchem sich jetzt Aller Augen richteten. Auf demselben saß der aus seiner Gefangenschaft erlöste Meister Schwarz, dem nun das Volk begeistert zurief, neben ihm aber der verwegenste und gefährlichste Feind der Stadt, gefangen mit seinem Sohne.

In wildem Drang stürzte das Volk herbei, den gefürchteten Bastard von Lützelstein zu sehen, der nun in der Gewalt der Stadt war und diese fühlen sollte. Da saß er auf dem Wagen, bestaubt, entwaffnet, trübe, bleich; unheilverkündende Rufe, Drohungen und Verwünschungen schlugen an sein Ohr und ließen ihn an sein Schicksal denken, das nicht mehr zweifelhaft sein konnte, wenn er sich der verübten Unbilden und der blutigen Sühne erinnerte, welche damals die Städte für jene zu nehmen pflegten. Einige Mal, wenn die Menge wüthend auf den Wagen eindrang, als wolle sie den gehaßten Feind alsbald herunterreißen und auf den Rabenstein schleppen, zuckte Heinz Grefe heftig in sich zusammen und blickte förmlich hülfesuchend zu Meister Schwarz auf. Zumeist aber saß er mit tiefgesenktem Haupte — ein Bild der Entmuthigung und Verzweiflung.

Mit mehr Muth und Ergebung in das Unver-

meidliche schien sein Sohn das eigene Schicksal zu ertragen. Freien, offenen Blicks sah er auf diejenigen, welche ihn gefangen führten, furchtlos, ja mit Verachtung auf das tobende Volk, als der Wagen durch das Thor in die Stadt rollte. Nur dann trübte sich sein Auge, wenn es auf die zusammengesunkene Gestalt seines zweifelmüthigen Vaters fiel. Bitterer Gram kam dann in sein stolzes Gemüth, und manchmal seufzte er schwer und tief auf, wenn er an die Ursache dieses Wechsels der Dinge, des Mägdeleins gedachte, dem er nichts zu Leide gethan und in seinem Herzen hold war, und das unzweifelhaft dem jungen Küfer dorten die Wege zum Sieg gewiesen.

Aber Herman Schwarz zog nicht mit der Miene eines Siegers in die Vaterstadt ein, wenn auch sein Name in Aller Mund war, von allen Zungen gepriesen wurde. Die Bürger drückten ihm die Hand, die Mütter zeigten ihn ihren Kindern und Enkeln, die Jungfrauen der Stadt winkten ihm in holdem Erröthen zu. Und doch achtete er es so wenig, als des tausendstimmigen Zurufs in den Gassen. Seines Vaters Augen leuchteten, wenn sie auf dem Sohn ruhten, Mutter und Schwester weinten in Freuden bewegt an seinem Halse, und er selbst kehrte gerührten Herzens mit dem befreiten Vater in den Schooß der Familie zurück. Aber

das Innerste seines Wesens barg ein Gefühl, das von diesen Regungen wenig berührt blieb.

Als Nachmittags der große Saal des Rathhauses von Trinksprüchen und Becherklang erscholl, da trat der Stadtschultheiß Heinrich Hammer mit den Herren vom Rathe selbst an den jungen Meisterssohn mit günstigen Mienen und Worten heran, sprechend:

„Ihr habt nicht Eurem Hause bloß, auch Eurer Vaterstadt einen großen Dienst erwiesen, Herman Schwarz! Deß soll sie Euch in ewige Zeiten mit bestem Danke eingedenk bleiben."

„Günstige Herren," sprach Herman entgegen, „ich habe nicht mehr gethan, als Andere. Nicht von mir, Ihr wißt es schon, ist der Plan erdacht worden, der so trefflich gelang. Nicht mir gebührt also der Dank unserer Stadt."

Da überschütteten ihn die Herren vom Rath mit Anerkennungen seiner Bescheidenheit; von allen Tischen ward ihm zugetrunken und zugerufen in Ehrensprüchen, die ihm galten, auf welche er jedoch nicht, wie er es sonst vermochte, in lustig fließenden Reimen, sondern nur in kurzem, kühlem Danke antwortete. Bei dem herrschenden Jubel und Trubel saß er meistens schweigsam und gedankenvoll. So oft jedoch ein neuer Trinkspruch ausgebracht wurde, da schien es ihn schmerzlich

zu durchzucken, und die Falten seiner Stirn entsprachen der bittern Empfindung seines Innern.

„Sie wollen ihrer nicht gedenken, der Alles zu danken!“ sprach er dann, nur sich selbst hörbar. „Sie achten des armen Mägdeleins nicht! Aber Gott thue mir dieß und das, sie machen mich mein Kätherlein nicht vergessen.“

Was die Andern versäumten, konnte er nicht wohl selbst nachholen. In trotzigem Stolze wollte er ihrer nicht zuerst oder deutlicher erwähnen, als er es bereits gethan, hatte aber mit einigem Recht erwarten dürfen, daß ihr aus irgend welchem andern Munde die Ehre gegeben und der Dank ausgesprochen würde, der ihr gebührte. Denn am Abend vor dem Auszug nach Herlisheim hatte er auf dem Rathhause nicht verschwiegen, wer die beste Gelegenheit zu dem Handstreiche gezeigt und die List mit der Pilgramsfahrt erdacht habe. Aus einigen Bemerkungen seines befreiten Vaters hatte er aber auch entnommen, daß demselben das Thurmkätherlein wohl bekannt sein müsse. Nun wollte sich Niemand mehr des armen Mägdeleins erinnern, ohne dessen Zuthun heute schwerlich der Siegesjubel erschollen wäre. Eine große Bitterkeit aber beschlich sein Gemüth und tiefer Schmerz überkam seine treue Seele, wenn er sich die Lage, die Verzweiflung des vom eigenen Vater

verstoßenen Mägdeleins vergegenwärtigte, während die Undankbaren, welche den Vortheil davon genossen, sich übermüthiger Siegeslust überlassen konnten. Und so sehr regte ihn dieser Gegensatz innerlich auf, daß er einige Mal die Neigung in sich fühlte, den dargereichten Ehrenbecher von sich zu schleudern — mitten unter die frohen Zecher hinein.

In solche trübe Gedanken versunken, verspürte er eine schwere Hand, die sich ihm auf die Schulter legte. Als er sich umwandte, stand seiner Mutter Bruder, Conrad Lang, unter dessen Oberbefehl gestern Herlisheim genommen worden war, vor ihm, beugte sich freundlich zu ihm nieder und sprach:

„Was hast Du, Hermann, daß Du drein blickst, als sei Dir großes Leid widerfahren, während Du Dich heute so glücklich fühlen dürftest, als Einer im heiligen römischen Reich."

„Zu solchem Glück fehlt viel, Ohm!" war die Antwort.

„Nun", fuhr Conrad Lang fort, indem er seine Betroffenheit in ein scherzhaftes Gewand zu kleiden suchte, zu dem er selten genug griff, — „nun Hermann, jede Ehre wird Dir gewährt, und die schönsten, reichsten und sprödesten Jungfräulein in unserer Stadt würden Dir ihr Mündlein bieten, wo Du nur zu küssen begehrtest."

„Ich begehr' ihrer Mündlein nicht, Ohm!" versetzte Hermann herb und abweisend.

Conrad Lang sah den Sohn seiner Schwester mit einem langen Blicke an. Dann wandte er sich von ihm ab ohne weiteres Wort.

Zweites Kapitel.

War mit dabei!

Zu Schlettstadt stand von Alters her ein finsterer Bau, ein gewaltiger Quaderthurm, der stärkste und und festeste der Reichsstadt. Man kannte ihn allgemein unter dem Namen des „Herlin“ oder auch des alten Herlin. In diesem Thurme lagen nun die beiden Edelleute, Heinz Grefe und sein Sohn, mit dem Verluste ihrer Freiheit die Feindschaft gegen die Stadt büßend.

Man hatte die Kriegsknechte des Bastards von Lützelstein, die von den ergrimmten Schlettstädtern nicht gleich beim Ueberfall erschlagen worden waren, zu Herlisheim in den Gassen und in der Burg gefangen genommen und noch selbigen Tages entwaffnet und zumeist entlassen, indem man sich mit der Gefangenschaft des Heinz Grefe und des einen seiner Söhne begnügte,

während der Andere im Hemde über die Mauern entronnen war. Als der Bastard vor Schultheiß und Rath der Stadt geführt worden war, stand er tiefgebeugt vor Denen, welche er sonst mit verächtlichem Uebermuth nur immer „Bauern" genannt hatte. Jetzt bat er die „günstigen Herren" um ein ritterliches Gewahrsam für sich und seinen Sohn und um gnädige Sühne. „Das Gericht wird entscheiden!" ward ihm geantwortet, — ihm solle werden, was er verdient habe. Das war eine wenig tröstliche Antwort und bedeutete nichts Minderes, als den Tod. Wie durfte sich der unselige Mann auch eines anderen Endes versehen, nachdem er einmal in die Hände seiner erbittersten Feinde gerathen war!

Natürlich machten diese Begebnisse damals in der Stadt und im ganzen Lande das größte Aufsehen. Ein heilsamer Schreck fuhr dem kleinen Landesadel in die Glieder, während die Städte sich an einem Beispiel, was entschlossene Bürgerkraft vermöge, mit Recht aufrichteten und erhoben. In Schlettstadt sprach man wochenlang begreiflicher Weise über nichts Anderes, als über die Ereignisse, welche sich an die Gefangennehmung des Bastards von Lützelstein knüpften. Wohl sah man etliche Tage vor dem alten Herlin beständige Gruppen von neugierigen Leuten, welche an dem düstern Thurme hinaufschauten, um hinter den schwervergitterten Mauer-

lücken die Gefangenen zu sehen, wenn sie sehnsüchtig in die blaue Frühlingsluft herausblickten. Heinz Grefe und sein ritterlicher Sohn hatten sich im Uebrigen über ihre Behandlung nicht zu beklagen. Sie wurden im Thurme ihrem Stande gemäß gehalten, wie es ihnen Herman Schwarz zugesagt hatte.

Unterdeß war der Lauf der Dinge zu Schlettstadt wieder in die gewöhnlichen Geleise des Alltaglebens gelangt. Herman Schwarz stand in jenen schönen Sommertagen wieder, wie früher, gleich seinen Mitgesellen arbeitend und wirkend in dem großen Küferhofe seines Vaterhauses. Auch sonst war die Thätigkeit der Wochentage in die Werkstätten der Zunft- und Handwerksmeister zurückgekehrt und mit erhöhter Freudigkeit gingen auch die Reb- und Ackerleute, sowie die zahlreichen Gärtner der Stadt ihren Geschäften nach.

Hermans Vater, der Küfermeister Schwarz, gab sich nicht ohne Behagen dem Gefühl der wiedererlangten Freiheit und dem häuslichen Zusammenleben hin, das er erst jetzt recht zu schätzen gelernt zu haben schien. Die Herbigkeit seines Wesens war gemildert, sein Umgang mit Frau und Tochter herzlicher, vertrauensvoller, auch sein Verkehr mit den Gesellen ein weniger strenger und abgemessener geworden, während sein Verhältniß zu dem Sohne den Charakter gelassener Zufriedenheit

und zurückgehaltener Wärme annahm, ohne eine gewisse Befangenheit verläugnen zu können. Er sprach in jenem Tone ruhiger Güte mit ihm, welche begangenes Unrecht, das einzugestehen man sich schämt, stillschweigend wieder gut machen soll. Der früher zwischen ihnen vorgekommenen unangenehmen Auftritte und Mißhelligkeiten wurde mit keiner Silbe mehr gedacht, aber auch der glorreichen Ereignisse nur selten erwähnt, welche nothwendigerweise den Vater mit dem Sohne versöhnt hatten. Dieselben schienen etwas in sich zu schließen, das der alte Schwarz zu berühren scheute und dem er vorsichtig auszuweichen beflissen war.

Herman fühlte das wohl heraus und verschloß seinen Gram darüber still in der Brust. Aber dort zehrte der Schmerz um so verheerender an seiner frühern Lebenslust. Seine Gedanken weilten ja noch immer nur bei ihr, die schon jetzt für alle Andern vergessen war. Im Geheimen hatte er eifrige Nachforschungen über das Schicksal des armen Thurmkätherleins anstellen lassen, hatte aber nichts Weiteres vernehmen können, als daß der mit Recht entrüstete Freiherr von Hadstadt, dem Herlisheim gehörte und dem dort von den Schlettstädtern eine feste Burg zerstört worden war, den alten Sträuchlin seines Amtes entsetzt und ihn einstweilen zur strengen Untersuchung seines Verhaltens

eingezogen habe, während das Kätherlein zur Abbüßung ihrer Sünden und zur Strafe für ihren Verrath in ein Kloster gesperrt worden sei, dessen Clausur eine harte Haft über sie verhängte.

Unter welchen Quälereien mochten da in des armen Mägdleins Brust noch die Gewissensbisse und der Schmerz über den Undank der Menschen, besonders desjenigen erwachen, für welchen ihre Liebe zur Verrätherin an ihrem eigenen Vater und ihrem Landesherrn geworden! Herman Schwarz versenkte sich tief und tiefer in diese Vorstellungen und erinnerte sich mit nagenden Selbstvorwürfen und stets von Neuem aufsteigendem Zorne der Mißhandlung des alten Thorwarts vor den Augen seiner Tochter. Er erinnerte sich der Verzweiflung derselben, als sie sich so im Vertrauen auf das Wort des Geliebten getäuscht sah; aber er erinnerte sich auch seines eigenen Gelöbnisses, jene Mißachtung seines ausdrücklichen Befehls zu rächen. Herman hatte nicht versäumt, vor Conrad Lang und dem Rath der Stadt auf Bestrafung der Schuldigen zu dringen, unter welchen sich auch sein Mitgeselle, der Mülhäuser Wenzel befand. Aber man konnte sich zu einer Strafe nicht entschließen, wo der Drang des Augenblicks mit Nothwendigkeit verlangt hatte, jedes Hemmniß, jeden Widerstand alsbald zu beseitigen.

Dieser Ausgang seiner Klage trieb den Stachel in seinem Herzen nur noch tiefer ein. Es milderte seinen Schmerz in Nichts, als der hohe Magistrat der Stadt selbst, gleichsam um ihm eine Ehre und besondere vertrauensvolle Huld zu beweisen, von seiner Hand ein Faß wünschte, welches das kunstreichste werden sollte, das in Schlettstadt je gefertigt worden. Was sollte ihm das? Es konnten ihn solche und ähnliche gelegentliche Auszeichnungen nur erbittern. Und als unter den Handwerksgenossen verlautete, man wollte den nächsten Zunfttag zu einem Ehrentage für Herman Schwarz machen, der schon so viel zum Ruhm der Schlettstädter Küfer beigetragen, da beschloß er bei sich selbst, an diesem Tage in der Trinkstube der Zunft gar nicht zu erscheinen.

Er machte an dem betreffenden Abend auch gar keine Anstalten, mit den Gesellen seines Vaters zur Herberge zu gehen und saß noch daheim in der Werkstatt, als längst der dicke Caspar und der Mülhäuser Wenzel, mit welchem er selbst seit der Herlisheimer Geschichte kein Wort mehr gesprochen hatte, sich auf den Weg nach der Zunftstube gemacht hatten. Auch der lange Kunz und der Martin waren zu dem Gange dahin bereit und nicht wenig verwundert, daß Herman gar nicht daran zu denken schien, mitzukommen, ja auf ihre

Aufforderung hin geradezu erklärte, daß er daheim bleibe, sie möchten nur gehen und nicht auf ihn warten. All ihr Zureden schien nichts fruchten zu wollen, bis der lange Kunz davon sprach, daß heute ein Zunftbruder aus Straßburg eingewandert sei und in der Herberge Viel und Genaues über den Wasselnheimer Krieg gegen Walther von Dahn zu berichten wisse, da er den Zug nach Wasselnheim selbst mitgemacht habe.

Dieser Wasselnheimer Krieg und sein Ausgang machte nemlich damals im Unterlande eben so viel Aufsehen, als der glückliche Zug der Schlettstadter nach Herlisheim im Oberlande gemacht hatte und er war insofern von größerer Bedeutung, als hinter dem Walther von Dahn mehrere der mächtigsten Herren und Grafen des Westreichs, verschiedene Reichsfürsten, besonders aber Bischof Ruprecht von Straßburg selbst, gegen die große Reichsstadt am Rhein standen. Nun verlautete damals so viel Widerspruchvolles über den Wasselnheimer Zug der Straßburger, daß die Aussicht, von einem Theilnehmer etwas Sicheres erfahren zu können, auch für Herman Schwarz in seiner damaligen Stimmung Verlockendes genug hatte. Der fremde Geselle setzte vielleicht morgen seine Wanderung wieder fort, und die Gelegenheit, ihn zu hören, war dann unwiderruflich versäumt. Das gab den Ausschlag und

beschwichtigte Hermans Bedenken und Widerwillen gegen den Besuch der Zunftstube. So entschloß sich der Sohn des Meisters Schwarz, die beiden treuen Mitgesellen zu ihrer großen Freude zu begleiten.

Die Trinkstube der Küferherberge zu Schlettstadt war damals eine lange Halle mit getäfelten Wänden, an welchen allerhand zierliche Schnitzereien angebracht und feingearbeitete Becher und Humpen in Gestalt von Fäßlein aufgestellt waren, deren blanker Messingbeschlag wie Reife von lauterm Golde glänzten. Daneben standen silberne Pokale als werthe Gewinnste der Zunft in siegreichen Preisspielen. Auch Reh- und Hirschgeweihe waren angebracht, an welchen nur die angeseheneren Gäste, die Handwerksmeister und älteren Gesellen ihre Hüte und Mäntel aufzuhängen pflegten.

Da saß nun an langen Tischen die Handwerksgenossenschaft, heute fast vollzählig. Als man nun lange vergeblich auf den gewartet hatte, dem der Abend eigentlich zumeist gelten sollte, alle Muthmaßungen über sein Ausbleiben erschöpft waren, rief endlich Wenzel von Mülhausen dem Altgesellen zu, daß es Zeit sein dürfte, das Hin- und Herreden darüber fallen zu lassen, da es doch zu keinem Ziele führe, die Lade endlich zu öffnen und den Zunftabend nach altherkömmlicher Weise einzuleiten.

„Der noch fehlt, weiß ja, daß wir hier sind“, sprach der Wenzel. „Kommt er nicht, so will er nicht kommen und das ist ja allweg seine Art, sich über Handwerksbrauch und Zunftgebot hinwegzusetzen, seinen Willen über die Meinung der Genossenschaft zu stellen und nach eigenem Kopfe zu handeln. Thut also nach Handwerksgewohnheit, was geschehen muß, damit wir hier vor dem zugereisten Bruder nicht übel bestehen.“

„Ich weiß nicht, was hier Brauch ist“, nahm jetzt der fremde Küfer mundfertig und offenen Blicks das Wort auf, indem er sich etwas von seinem Sitze erhob und dann wieder niederließ. „Aber mit Gunst, Meister und Gesellen, wo ich hier reden darf, wollt' ich doch meine Meinung ehrlich sagen.“

„Sag' immer her!“ riefen mehrere ältere Meister.

„So will ich bescheidentlich anmelden, daß ich hierher gekommen, vornehmlich um Herman Schwarz zu sehen und zu grüßen, wie man mir aufgetragen hat, da ich von Straßburg wegzog. Und weil ich morgen wieder meinen Fuß weiter setze und hier nicht nach Arbeit umschaue, so würde es mir leid sein, daß ich in Schlettstadt gewesen und den Herman Schwarz nicht gesehen habe.“

„Ist der Schwarz ein Wahrzeichen von Schlettstadt, so ist es jedenfalls ein wunderliches“, meinte

jetzt Wenzel, der zumeist das große Wort führte, wenn sein Nebenbuhler nicht zugegen war. „Immerhin, die Zeit verstreicht und wir kommen nicht zur Auflage. Altgeselle, thu, was Deines Amtes ist.“

„Ja, heb' an! Oeffne die Lade!“ stimmten etliche der Umsitzenden zu.

„So mit Gunst, Meister und Gesellen“, nahm jetzt der Altgeselle das Wort, indem er sich erhob, so daß das Summen und Murmeln in der Stube verstummte. „Es ist hier Handwerksgewohnheit, daß man alle vierzehn Tage auf die Herberge geht und seinen Wochenpfennig auflegt. Also mit Gunst aller Gesellen, legt auf nach Handwerksbrauch. Die Lade ist offen! Ein Jeder lege gut Geld vor sich. Man hat gute Wissenschaft, daß man in keiner Gesellenlade bös Geld nimmt. Der Sträuchlin von Herlisheim that's auch nicht.“

Während in Erinnerung an einen bekannten Vorgang Alles lachte, thaten die älteren Gesellen, wie geheißen; die jüngeren dagegen standen auf, traten ehrbar vor den Tisch und legten ihren Groschen hin. So trat auch der fremde Geselle vor, worauf jedoch der Altgeselle, dessen Geldstück entgegen nehmend, um es ihm wieder zurück zu stellen, nochmals das Wort ergriff und sprach:

„So mit Gunst! Gesellschaft, es ist allhier und an=

derwärts Handwerksbrauch, daß nur auflegt, wer in Arbeit steht, daß man aber Jeden, der auflegen will, fragt, wo er sein Handwerk gelernt hat. Ich bin auch gefragt worden um das meine, so frage ich Dich um das deine. Wo hast Du gelernt?"

„Zu Türkheim im heiligen römischen Reich."

„Zu Türkheim im Oberlande und kommst eben aus dem Unterland? Gut. Hast Du auch einen ehrlichen Lehrmeister gehabt?"

„Ja, ich weiß nicht anders. War's doch mein eigener Vater."

„Hast Du Deine Lehrjahre ausgestanden, wie einem ehrlichen Lehrjungen zusteht?"

„Ja, ich weiß nicht anders."

„Bist Du des Handwerks auch ehrlich geschliffen?"

„Ja, ich weiß nicht anders."

„Wer ist dein Schleifpfaffe gewesen?"

„Claus Berler, ein ehrlicher Geselle von Türkheim."

Auf die weitere Frage, was für Meister und Gesellen dabei gewesen seien, nannte der wandernde Küfer einige Meister von Türkheim, welche dem Namen nach auch zu Schlettstadt bekannt waren, dann die Namen einiger Gesellen und hierauf fragte der Altgeselle:

„Und nun, was ließ Dir Dein Schleifpfaffe zu guter Letzt?“

„Seinen und meinen ehrlichen Namen, ein gutes Glas Wein und eine gute Haarbüsche!“ war die Antwort, worauf der Altgeselle sich mit den Worten befriedigt erklärte:

„Gesellschaft, wenn dem so ist, so werden Dir Meister und Gesellen Glauben geben. Setz' Dich also nieder und sprich fein mit Gunst.“

Der fremde Küfer suchte seinen Platz wieder auf und ließ sich einen Becher Wein geben, indem er sich mit seinen Nachbarn in ein Gespräch einließ, bis ihn einer der Meister zurief:

„Wir kennen Deinen Vater wohl, Peter Stützel von Türkheim. Er ist ein wohlangesehener Mann, der alle seine Fässer mit eigenem Wein füllen kann. Und Türkheimer Brand ist der beste im Land!“

„Neben dem zu Thann im Rangen und zu Gebweiler in der Wannen!“ fügte Peter Stützel hinzu. „Ich wollt', mein Vater wüßt', daß ich heut' hier weile. Er hätte ein Fäßlein hergesandt! Aber ich stand seit einem halben Jahr in Straßburg —“

„Ei, so rede vom Wasselnheimer Krieg, wenn Du dabei gewesen! Wir sind alle begierig, zu hören.“

„Ob ich dabei gewesen? Ich bin dabei gewesen!“ erwiderte der auf der Heimreise begriffene, wandernde Geselle.

„Nun, wie war's doch? Fang' nur fein von vorn an.“

Der Geselle trank, wischte sich die Lippen, sah mit frischer, freier Geberde um sich und fing an:

„Ihr möget wissen, daß der Walther von Dahn, derselbe, der damals zu Colmar, wo wir die Edelleute so derb zerdroschen —“

„Ah, Du warst auch dabei?“

„Will's meinen. Wo ist der Peter Stützel nicht, wenn's lustig hergeht und Schläge für die Junker absetzt! Also, derselbige Walther von Dahn hatte mit seinem Bruder Götz Burg Wasselnheim im Kronthal inne, ein gar festes Schloß, von wo aus er sich mehrfach an dem Eigenthum der Straßburger vergriff und auf alle Mahnung nur Hohn und Spott hatte.“

„Ist denn die Geschichte mit dem Quando des Ammeisters wahr?“

„Ja wohl! Als es ruchbar ward, wie er unserm Ammeister spöttisch begegnet war, da ergrimmten die Zünfte und warfen ihre Banner auf. Wir brachen Burg Nideck im Beuschthal und zogen auch gen Wasselnheim, mußten aber zweimal unverrichteter Sache um-

kehren. Denn der wilde Junker, der Walther von Dahn selbst war von den Bergen herab über unsere Vorhut gekommen und hatte sie niedergeritten. Das Glück stand nicht so bei uns, wie bei Euch vor Herlisheim."

„Nun, der Walther von Dahn ist auch ein anderer Mann, als der alte Weinschlauch, der jetzt im Herlin hockt", warf hier Wenzel ein.

„Und Wasselnheim", entgegnete Peter Stützel, „Wasselnheim ist ohnegleichen im Lande, ein Wasserschloß mit festen Thürmen und tiefen, breiten Gräben. Man hielt dafür, es sei überhaupt nicht zu nehmen. Auch fehlte uns ein Herman Schwarz, der —"

„Der den Thorwart wieder aus dem Graben zog", fiel Wenzel hämisch ein, so daß ein lautes Gelächter aufschlug, während Andere ihre Aufmerksamkeit nach der Thüre richteten, zu welcher eben der lange Kunz und Martin mit ihres Meisters Sohn eingetreten waren

Mit frohem Zuruf und dargereichtem Becher empfangen, lehnte Herman Schwarz den ihm angewiesenen Ehrenplatz am Meistertische ab und setzte sich mit seinen beiden Freunden an die untere Tischecke, wo man ihnen zusammenrückend Platz machte. Es war derselbe Tisch, an welchem auch Peter Stützel saß, der nun aufstand, um zu Herman Schwarz hinzutreten und ihm die Hand zu reichen.

„Manch' schönen Gruß hab' ich zu bringen, Bruder Küfer, von den Handwerksgenossen zu Straßburg", sagte er. „Sie alle rühmen Dich und sind voll Deines Lobs, Herman Schwarz; wolltest Du Dich nur auch meiner noch erinnern."

„Waren wir nicht mit einander beim Colmarer Fest?" fragte Herman Schwarz zurück.

„Freilich, 's ist ja der Peter Stützel!" sprach jetzt der lange Kunz, indem er auch seine braune Tatze herlangte. „Der Peter Stützel von Türkheim, der die tollen Junker von der Schenke her so weidlich empfing."

„Ei, so ist mir's zu Muth, daß ich die Hand fasse, die damals den Schlägel so trefflich führte?"

„Ja, mein lieber Gesell'", antwortete Kunz, „'s ist eine grobe, aber ehrliche Faust und schlägt immer gern auf den Fleck, wo's weh thut."

Dabei warf er einen flüchtigen Blick nach dem Wenzel hinüber, welcher diesem bedeuten konnte, daß sein Witzwort von dem Eintretenden nicht überhört worden war. Herman Schwarz selbst that, als sähe er den Wenzel nicht, wie er es in diesen Wochen auch daheim gehalten hatte; zu Peter Stützel aber sprach er:

„Mit Gunst, lieber Bruder, behalt' Deinen Platz und erzähle weiter vom Wasselnheimer Krieg, den die

Straßburger Zünfte gegen Herren und Fürsten so glorreich geführt haben. Wir sind alle begierig davon zu hören."

„Wir konnten uns lange eben keiner großen Thaten rühmen, mein guter Geselle", fuhr jetzt Peter Stützel fort. „Und als wir erst hörten, wie schnell ihr mit Herlisheim und dem Bastard von Lützelstein fertig geworden, da schämten wir uns in Straßburg genüber Schlettstadt. Da sagten Manche und auch Wilhelm Herter, der Dich von Colmar her kennt: „Wäre nur der Herman Schwarz hier!"

„Nicht also", wehrte Herman. „Ich that wenig dazu, nicht mehr, als ein anderer Mann."

„Ei, läugne nicht! Es war ein feines Stück mit den Pilgerinnen und führte alsbald zum Ziel."

„Aber nicht ich hab' es erdacht", antwortete jetzt Herman mit auffallendem Ernst. „Nicht ich."

„Wer denn?"

„Das könnten Dir alle hier sagen, wenn sie nur wollten", erwiderte Herman Schwarz mit herbem und vorwurfsvollem Ausdruck, worüber die Augen der Umhersitzenden sich zu Boden senkten und Peter Stützel wohl merken konnte, daß hier etwas nicht in Ordnung war. „Gleichviel, lieber Bruder, erzähle uns doch wei-

ter, wie ihr zu Straßburg mit dem von Dahn fertig geworden seid."

Peter Stützel fand es für nothwendig, vorauszuschicken, daß sein Vater wegen der Colmarer Geschichte, in welche der Sohn tief verwickelt gewesen, diesen für ein halbes Jahr nach Straßburg geschickt habe, um so ferneren Händeln mit den aufgeregten Edelleuten im Lande vorzubeugen.

„Da war ich aber vom Glas an's Faß gelangt", fuhr Peter Stützel in seinem Berichte fort. „Am Freitag vor Pfingsten, als eben Herr Heinz von Mülnheim mit den Söldnern der Stadt zu Marlenheim lag, um auf Wasselnheim zu achten, kam ein Brief von ihm, man möge noch 200 Armbrustschützen von Straßburg zusenden, weil die Feinde angreifen wollten. Alsbald sammelten sich fünfzehnhundert von den Handwerken unter ihren Bannern vor dem Münster und zogen hinaus. In Osthofen ward Mittag gehalten. Mit Essen und Trinken lagen wir bei schönem Wetter an den Häusern und Gärten umher. Ein großer Lindenbaum steht im Dorfe, da lagerten etliche junge Gesellen von den Küfern, Gärtnern, Bäckern und Metzgern. Ich lag mit dabei, da ein älterer Mann von den Unsrigen sprach: „Eßt und trinkt, junges Volk und weil wir nun ernstlich an den Feind kommen, beißt nur auch so wacker

zu, als jetzt!" — „Ei, das wollen wir!" — „Aber gebt nur Acht, daß euch dabei kein Knöchlein in den Hals geräth!" mahnte der Mann, indem er seine wuchtige Hellebarde lüpfte. Kaum hatte er ausgesprochen, so trat der Bannermeister herzu und kündigte an, daß man unserer in Marlenheim nicht mehr bedürfe, derhalben wir heimziehen sollten. Da ward das Volk gar ungeberdig und zornig, daß man wieder unverrichteter Dinge umkehren solle; alle guten Worte der Hauptleute halfen nichts, man redete freventlich gegen sie, als wollten sie den Wasselnheimern überhaupt nichts zu Leide thun und die Metzger vor Allen schrieen: „Gen Wasselnheim! Gen Wasselnheim!" In solcher Noth kamen mehrere Rathsherren von Straßburg heraus nach Osthofen, um den Handwerkern zuzureden, daß sie heimzögen; diese aber wollten es nicht thun. Vor den Augen der Rathsherren liefen Etliche nach dem großen Stadtbanner, das an einen Zaun gelehnt stand, schwangen es hoch in die Lüfte, traten damit auf einen freien Platz und riefen: „Wer es mit Gott und der Stadt will haben, der trete zu uns!" Da traten sechshundert kühne Gesellen hinzu, ließen das Banner fliegen und zogen gen Wasselnheim. Inzwischen aber war neue Botschaft aus der Stadt angekommen, alte, bei den Handwerken hochangesehene Männer; die erinnerten und

mahnten ernstlich an den Bürgereid. Als die Andern dennoch nicht umkehren wollten, es sei denn, man wolle Alles und Allen verzeihen, die wider die Hauptleute geredet hatten, so gelobte man es, und das half. Die Handwerke zogen heim, weil man ihnen versprochen, denen zu Wasselnheim einen Imbiß herzurichten, der um so heißer schmecken solle, je länger an ihm gekocht werde. Und wirklich zögen wir zehn Tage später mit starken Gewalthaufen vor das Münster, die Reiter vor die rothe Kirche und dann hinaus mit trefflichem Gezeug und Geschütz vor Wasselnheim. Wir schossen und warfen in das Schloß, daß die Thürme alle niederfielen. Aber zwischen der Schloßmauer und dem Graben standen rings um die Burg am Zwingolf zweiundzwanzig Schnecken oder Pfefferbüchsen, wie man solche runde Thürme nennt. Denen konnten wir nichts anhaben, dagegen sie um so mehr uns, denn der Feind schoß so weidlich daraus auf uns herüber, daß Viele den Tag zum letzten Mal sahen. Weil nun auch noch die Botschaft kam, die Freunde des von Dahn kämen uns mit 4000 Pferden in die Flanke, ward der Rückzug wieder unwillig angetreten. Herr Walther ließ aber höhnend nach Straßburg entbieten, wie den Handwerkern der Imbiß vor Wasselnheim bekommen sei? Er seinerseits habe sie nicht am nöthigen Pfeffer Mangel leiden lassen.

„Und welche Bewandtniß hatte es denn mit der Botschaft von den 4000 Feinden in der Flanke?“ fragte Herman Schwarz.

„Die Botschaft war nicht falsch, — wir konnten von der Stadt völlig abgeschnitten werden“, antwortete Peter Stützel. „Der Bischof von Straßburg und Schan von Vinstingen hatten ringsum in deutsche und wälsche Lande geschrieben, wer Ritter wollt' werden, sollt' kommen; alle Kosten des Kriegs gegen die Stadt Straßburg wolle der Bischof tragen und seinen Kriegsgenossen Städte und Burgen öffnen. Das konnt' er aber nicht halten, als das Kriegsvolk über die Zaberner Steig herunter in's Elsaß kam, viele Fürsten und Grafen aus dem Westrich und böse Knechte, die den Bauer peinigten und jetzt des Bischofs Dörfer selbst verbrannten. Der war nun in großer Noth, bei Feind und Freund verhaßt, — seine eigenen Brüder, die Veldenzer Pfalzgrafen, redeten übel von ihm und zogen endlich mit ihrem Kriegsvolk wieder aus dem Lande. Nun aber war auch der Tag für Wasselnheim gekommen. Meister Graseck, der Straßburger Werkmeister, zog uns mit seinen Büchsen nach, da wir mit achthundert Reitern und zahlreichem Fußvolk hinauseilten. Sein Wurfzeug schleuderte Koth und Steine mit Ketten in das Schloß, seine Mauerbrecher legten die Mauern

nieder, und die untergrabenen runden Thürme fielen jetzt einer nach dem andern. Dazu donnerte das Straßburger Geschütz und krachten die Büchsen, — die „Meise“ lockte, die „Rohräffin“ brüllte, besonders aber legte „der Strauß“ harte Eier an die Mauern der Burg, daß denen drinnen bald das Herz entfiel. Als sie das Schloß überlieferten, war Walther von Dahn entschlüpft. Sein Bruder Götz mußte schwören, des Schlosses wegen, das all' sein Vermögen gekostet, nie einen Anspruch an die Stadt zu erheben, worauf man ihn entließ. Da ritt er, weinend wie ein Kind, zum Schloßthore hinaus. Dort stand ich eben und wollte den arm gewordenen Junker fragen, wie ihm nun das Gegenmahl, so man ihm angerichtet, munde. Da ich aber den ritterlichen Mann sah, wie ihm die Zähren in den Bart flossen, da konnte ich das Wort nicht heraus bringen und ließ ihn ungefragt, ziehen.“

„Da thatest Du wohl daran, lieber Bruder“, meinte jetzt der lange Kunz, während der Erzähler, ohne sich dadurch unterbrechen zu lassen fortfuhr:

„Also zogen wir mit Frieden wiederum heim, das Streitbanner voraus, in's Münster, wo man uns das Salve regina sang. Und Jedermann zu Straßburg war des Ausgangs froh. Die Bäcker ließen ihre Trinkstube mit bezüglichen Sprüchen ausmalen, wir Küfer aber

stellten auf der unsrigen die Beutestücke auf. Herr Walther von Dahn dagegen kann jetzt in seiner Armuth darüber nachdenken, warum es so kommen mußte, daß Quando hat Wasselnheim gekostet.“

Drittes Kapitel.

Die ihr nicht nennt!

Als Peter Stützel hiermit seinen Bericht geendigt hatte, erhob sich Hermann Schwarz von seinem Sitze, indem er das Wort ergriff.

„So mit Gunst, Meister und Gesellen. Wenn ihr mir einige Worte zu reden vergönnet, so bitte ich, eure Gläser zu füllen und mit mir zu trinken auf das Wohl dieses unseres zugereisten Bruders und seiner wackern Streitgenossen aus den Straßburger Handwerken, welche den Junkern im Unterlande die Feindschaft gegen die hochberühmte Stadt, die ein Haupt des Elsasses ist, auf lange hinaus verleidet haben. Und wer ein guter deutscher Mann ist und mit uns Eines Sinnes, der leere noch seinen Becher auf die Einigkeit

und Freiheit der Städte, auf die Herrlichkeit des Reichs und der deutschen Nation!"

Alle erhoben sich mit Jubelruf, worauf Peter Stützel bescheiden dankend also sprach:

„Liebe Freunde und Genossen! So laßt mich wiederholen, was am Tage meines Scheidens von Straßburg auf unserer Zunftstube daselbst gesprochen ward. Die von Schlettstadt, hieß es, haben das Bessere gethan; ohne das Geschütz und die Büchsen unserer großen und reichen Stadt haben sie Herlisheim im ersten Anlauf genommen und ihren Feind dazu gefangen, indeß der unsrige, Herr Walther von Dahn, frei umherläuft und des Unheils noch genug anrichten mag; drum wollen wir auf Schlettstadt trinken und auf unsern lieben Zunftbruder, den mannlichen und klugen Sohn des Meisters Schwarz daselbst. Gutheil denn Schlettstadt und Herman Schwarz!"

Mit frohem Jauchzen stieß man an. Nur Herman selbst bewahrte eine ernste, fast trübe Miene, und der Mülhauser Wenzel hatte sich unmuthig niedergesetzt und verweigerte, sein Glas in den allgemeinen Einklang tönen zu lassen. Innerlich hatte er sich nie mit seinem Nebenbuhler zu versöhnen vermocht — seit dem Augenblicke, wo sie im Preisspiel gegenseitig ihre Kräfte zu messen hatten und die Eifersucht wegen der schönen

Gertraud Störlin in seinem Herzen Wurzel gefaßt. Beim Heimzug von Herlisheim war ihm vor den Thoren Colmars dann neue Ursache gegeben, als die Jungfrauen der Nachbarstadt wieder nur von Hermann Schwarz sprachen, Gertraud nur für diesen Augen hatte trotz dessen Gleichgültigkeit! Alle durch denselben erlittenen Kränkungen drängten sich ihm jetzt wieder lebhaft auf, und Neid und Haß erfüllten das Gemüth des sonst so tüchtigen Gesellen mit Galle.

Seine feindselige Zurückhaltung bei dem Trinkspruche wurde übrigens von den Umsitzenden übel vermerkt. Und als einer der Gesellen, von dem Gaste darüber befragt, Auskunft über den Streitpunkt wegen des Thorwarts von Herlisheim gab, der gegen den Befehl Hermanns in den Graben geworfen ward, konnte er nicht umhin, auch von Weiterem zu reden, daß nämlich Wenzel von dem Anschlag gegen Herlisheim abgerathen, das schlimmste Ende prophezeit habe, und als das Beginnen glücklich vollführt war, solches nur dem Zufall und seinem eigenen Eingreifen danken wollte.

„Und woher sein Mißtrauen?" fragte Peter Stützel.

Der Andere zuckte die Achseln.

„Es war ein Mägdelein im Spiel, von welchem

er vor[illegible], es wolle uns dem Bastard überliefern. Der Hermann Schwarz dacht' anders, — so grollen sie einander."

Stützel wollte mehr wissen, aber sein Gewährsmann brach ab und lenkte seine Aufmerksamkeit auf einen Wortstreit, der sich inzwischen am Tische erhoben hatte. Ein Geselle hatte den Wenzel gefragt, warum er seines Meisters Sohn nicht die Ehre gönne, worauf derselbe barsch antwortete, daß er seines Thuns eigener Herr und nicht gewillt sei, nach der Laune jedes hergewanderten Menschen zu schreien und zu saufen, wie er sich ausdrückte. Peter Stützel hielt an sich und sah sich lächelnd im Kreise um; der lange Kunz aber legte die Stirn in Falten und seine Faust auf die Tischkante, während der junge Martin mit hochrothem Kopfe auffuhr. Doch legte Hermann Schwarz seine Hand auf des Freundes Arm, denn schon hatte sich auch der Altgeselle erhoben, um zu sprechen:

„Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen! Es soll an diesem Zunftabend verboten sein aller Hader und Zank, alles spitzige Gewehr und Waffen, fürnemlich auch spitzige Reden. Und so ein Gast da wäre, soll dieser geehrt werden, wie wir in seinem Falle geehrt sein wollten. Und wenn Einer einen alten Groll auf den Andern hat, der soll es hier nicht ausfechten."

Obgleich nun diese Worte nur die herkömmliche Formel enthielten, wurden sie dießmal doch mit beifälligem Gemurmel aufgenommen. Um aber nunmehr rasch zu dem eigentlichen Zweck des Abends zu gelangen, stand einer der Meister auf, um im Namen des Handwerks den Gesellen zu preisen, welcher der Stadt und Zunft zu Ruhm und Ehr' lebe. Ausführlich verweilte der Redner bei den Verdiensten Hermanns um den Sieg über den gefährlichsten Feind, dessen man nun habhaft sei.

Düster vor sich hinblickend hörte der Gepriesene sein Lob, mit steigender Verdrossenheit und innerm Widerwillen ließ er es geschehen, daß man ihm utrank.

„Wahrlich", sprach jetzt Martin, „Du schaust bei all' dem drein, wie der Wenzel, nur daß der seinen hämischen Reden noch kein Ziel setzt."

„Laßt ihn", äußerte Hermann. „Nicht so weh thut, was Einer sagt, als was Keiner aussprechen will."

Während Hermann an den Lippen nagend da saß und noch immer den Arm des Freundes hielt, folgten noch andere Trinksprüche zu seiner Ehre mit demselben oder noch schlimmerem Erfolge. Denn allmählich preßte er den Arm, welchen er hielt, so heftig, daß Martin aufschrie:

„Ei, willst Du mir die Knochen brechen! Laß doch, der Fiedler bringt Dir einen neuen Becher dar!“

In der That hatte bereits wieder einer der anwesenden Meister sich den Becher füllen lassen, um sich zu erheben. Da nun Meister Fiedler mit dem alten Schwarz befreundet war und die Gewohnheit hatte, bei solchen Gelegenheiten sich stets reimweise vernehmen zu lassen, war man gespannt auf seine Worte. Mit wichtiger Miene und sehr feierlichem Tone fing er dann auch nach Art der sogenannten Weinsegen an:

„Hermann Schwarz, zu Deiner Ehr'
Trink' ich diesen Becher leer --
Und Deinem künft'gen Weibe.
Sie soll die allerschönste sein,
Sie soll die allerreichste sein,
In ihrem Sinne fromm und rein
Und hold an ihrem Leibe.“

Lauter Beifall krönte die poetische Leistung sowohl, als deren Inhalt. Man stieß mit den Bechern an und gab scherzend seine volle Uebereinstimmung kund. Hermann selbst hatte die Farbe gewechselt und ließ jetzt des Freundes Arm los. Dann sah er sich mit feurigem, entschlossenem Blick im Kreise um und erhob sich rasch.

„Füll' mir den Becher, Weinschenk!“ rief er dem aufwartenden Knechte des Herbergvaters zu, während

Jedermann in der Trinkstube voll gespannter Erwartung zu Hermann Schwarz aufsah.

Daß er endlich auf das viele Zutrinken und die mannichfachen Trinksprüche jetzt die Antwort geben, vielleicht selbst einen Toast ausbringen wolle, war augenscheinlich. Ein vernehmliches „Ah! hört! hört!“ ging durch den Saal, da er nun den gefüllten Becher ergriff, um auf den gereimten Spruch ebenfalls reimweise und mit ganz besonderem Nachdruck also zu sprechen:

„Mit Gunst, Gesellen und Meister der Zunft allhier!
Die Eine, die ihr nicht nennt, erwählt' ich mir.
Sie soll mir angehören!
Darauf will ich euch schwören!
Ist sie nicht reich an Gut und Gold,
Ich bin ihr gut, sie ist mir hold;
Und schön ist sie an Seel' und Leib.
Drum wisset all': sie wird mein Weib!
Kein' Andre mag ich an ihrer Stell',
So wahr ich ein frommer Küfergesell!“

Während Hermann hierauf den Becher leerte, war eine allgemeine Stille in der Trinkstube eingetreten. Einigermaßen in sich befriedigt, setzte er sich wieder auf seinen Platz, während allmählich sich ein leises Flüstern geltend machte, da auch Peter Stützel seinen Nachbar fragte:

„Aber wer ist sie? Wer ist sie denn?“

Hermann ließ seine Augen umherschweifen und bemerkte jetzt wohl das hämische Lächeln auf Wenzels Lippen, als dieser laut genug, daß man es auch weiterhin noch vernehmen konnte, zu einem der Zunächstsitzenden sagte:

„Wer sie ist? Wer anders wird es sein, als das lustige Thurmkätherlein von Herlisheim, das seinen eigenen Buhlen verrieth! Indem wir die Edelleute fingen, ließ sich der Schwarz von einer wilden Dirne fangen.“

Hermann biß sich in die Lippen, daß sie bluteten, und ob ihm auch der lange Kunz einen mahnenden und bittenden Blick zuwarf, erhob er sich dennoch sogleich wieder von seinem Sitze. Er vermochte sich jetzt nicht mehr zu halten, wenn er auch noch immer glaubte, daß ihn seine Hitze nicht zu einer Verletzung der Zunftordnung hinreißen werde. Rasch aufspringend und die im Wege stehenden Stühle zurückstoßend, schritt er gerade nach der Stelle hin, wo Wenzel saß.

Dieser war hierauf doch nicht vorbereitet und verfärbte sich sichtlich. Er hatte alle Mühe, seine Betroffenheit zu bemeistern und in der Ueberraschung nur eben noch so viel Fassung, daß er nach seinem Becher griff

und denselben, um seine Verlegenheit zu verbergen, seines Meisters Sohn hinhielt, indem er sagte:

„Ah, Du kommst mit mir zu trinken!“.

„Nein, nicht mit Dir trink' ich“, antwortete Hermann ernst und abweisend, indem er den Gegner streng anblickte. „Und Dir stünde besser, offen in Neid und Aerger zu reden, als Freundschaft zu heucheln.“

„Was willst Du?“ fragte jetzt auch trotziger der Wenzel, während sich jetzt Aller Augen nach der Stelle richteten, wo der Streit auszubrechen drohte. „Was siehst Du mich so an? Ich ertrage das nicht!“

„Du wirst es jetzt ertragen lernen“, war die Antwort. „Und wären wir hier nicht auf der Zunftstube, sondern an geeigneterem Orte, Du solltest deutlicher erfahren, was ich will und wie man von der zu sprechen hat, die mir lieb ist.“

„Was kümmert mich, wer Dir lieb ist oder mit wem Du Buhlschaft anschlagen willst!“ versetzte wieder mit hämischem Lächeln der Wenzel.

„Dich hat's von je nur zu viel gekümmert“, fuhr Hermann Schwarz im seitherigen Tone fort. „Von Früherem zu geschweigen: Hat nicht der Verläumder aus Dir gesprochen, da es galt, den Anschlag glücklich zu vollbringen, den mir das Mägdelein unter Leid und

Noth eingegeben dort an der Flurkirche vor Herlisheim? Meinst Du, ich hatte kein Auge auf Dich, da Du auf den Pilgerwagen kamst, um Unrath zu stiften und übel zu sprechen von dem Kätherlein, das unserer im Thorthurm harrte?"

„Ich warnte, mahnte zur Vorsicht", entgegnete Wenzel fest. „Das hielt ich für eine Pflicht und lasse mich darob nicht schelten. Stand das Thurmkätherlein nicht zum Schlag bereit mit dem Beil unterm Thor? Ließ es nicht das Gatter fallen, uns den Eingang zu wehren?"

Hermann bemerkte wohl, wie jetzt Mehrere hier nicht umhin konnten, beistimmend mit dem Kopfe zu nicken. Während es ihn mit Unmuth erfüllte, nahm Wenzel jetzt mit völlig wiedergewonnener Fassung und Geistesgegenwart die Gelegenheit wahr, die Anwesenden noch mehr für sich zu gewinnen, indem er in anderem, versöhnlicherem Tone fortfuhr:

„Aber lassen wir das Alles ruhen, nachdem die Sach' dennoch so glücklich hinausgegangen. Ich kann Deine harten Worte vergessen und will keinen Streit, wenn ich auch keinen fürchte, und darum reicht' ich Dir den Becher und reich' ihn Dir wieder."

Hermann's Hand legte sich, ohne daß er zu wissen schien, was er that, jetzt um das metallene Trinkgefäß,

das der Wenzel gefüllt hergeschoben hatte. Dann aber fing er an:

„Sie stand dorten, zweifelmüthig, ja! Weil ihr Vater gegen mein Wort, das ich ihr gegeben, mißhandelt ward! Weil Du, ja Du, Wenzel Köchlin von Mülhausen, gegen Deines Hauptmanns ausdrücklichen Befehl den alten Mann in den Graben gestürzt, aus welchem ich ihn mit Mühe wieder gezogen."

„Du hättest Dir die Mühe sparen können, — er lag weich genug im Wasser", bemerkte hier Wenzel wieder mit höhnischer Sicherheit. „Solch frühes Bad thut nach einem Räuschlein recht wohl. Wofür also noch Zank und Hader um eine längst abgethane Sache!"

Hermann fuhr jedoch, als ob er nicht unterbrochen worden wäre, in seiner Anklage weiter:

„Damals schwor ich: Gott thue mir dieß und das, wo ich's nicht räche. So bracht' ich's vor Rath und Gericht, — man sprach Dich frei! Sei es dem so! Sieh", fügte er dann noch mit verhaltenem Ingrimm hinzu: „auch ich will weder Streit noch Störung der Stubenordnung unserer Zunft. Aber man wolle es nicht als eine zu strafwürdige Uebertretung derselben ansehen, wenn ich Einem hier zu errathen aufgebe, wie ich mit ihm verfahren möchte, wenn ich ihn statt hier

etwa hinter dem alten Herlin oder sonst an einsamem Ort hätte.“

„Nun, Gott's Tod, was wolltest Du thun?“ fuhr Wenzel zornmüthig von seinem Sitze auf.

„Das!“ stieß jetzt Hermann Schwarz heraus, indem er den von seiner Hand umkrallten Becher so heftig auf dem Tische aufschlug, daß ein tiefer Eindruck auf der eichenen Platte zurückblieb, während der Wein nach allen Seiten spritzte und der starke Becher selbst in mehrere Stücke zerbrach.

Wenzel war bleich geworden und mehrere Schritte zurückgewichen, während Meister und Gesellen hinzueilten, den ausgebrochenen Streit zu schlichten, und Martin nebst dem langen Kunz sich zu Hermann gesellte, um je nach der Sachlage abzuwehren oder thätig mit einzugreifen. Mitten in dem allgemeinen Tumult stand jedoch Hermann Schwarz aufrecht mit möglichst ruhiger Haltung, indem er seine Stimme lauter durch den Lärm erschallen ließ:

„Liebe Handwerksgenossen, Meister und Gesellen! Herzlich leid thut mir, wenn ich an diesem Tage hier auf der Stube der ehrbaren Zunft vor Euren und unsers werthen Gastes Augen ein Aergerniß und Anlaß zur Mißstimmung gegeben. Aber ich mußt' auf Hohn und Neid handgreiflich Antwort geben, ob ich auch

nicht weiß, wie ich dieses Gesellen Feindschaft auf mich geladen. Hab' ihn allzeit als wackeren Küfer gepriesen und ihm die Ehre gegeben vor aller Welt, auch in Meister Störlins Haus, vor dessen Tochter und an anderen Orten, weil ich ihm gut Freund sein wollt', wie ich erachtet, daß er mir das auch sei. Nun aber ist er allweg mir entgegen, redet Dinge von einem Mägdelein, einem armen, verlassenen Mägdelein, das ich im Herzen werth und lieb halte vor allen. So mußt' ich ihm zeigen, wie ich solche Nachreden nicht leiden mag und lieber aller Ehre dieser Welt mich entschlagen will, als daß auf ihren guten Namen geschmäht werden dürfte. Dann drängt es mich ferner, hier öffentlich vor Meister und Gesellen noch zu bezeugen, daß ich selbst kein ander Lieb haben will noch mag, denn allein die Gute, so sich meinem Herzen als die rechte gezeigt, ob sie auch ein armes, höriges Mägdlein ist. Nun ist sie in großer Trübsal und tiefer Noth, weil sie, mir zu Lieb' und uns zu Nutz, mich wissen ließ, wie wir nach Herlisheim hinein gelangen möchten, während doch Niemand hier des verlassenen Mägdleins gedenken will, ohne dessen Rath und Zuthat wir wohl heute noch übel bestünden vor dem Feind, welcher nun mit ihrer und Gottes Hülfe gefangen im alten Herlin sitzt. Darum soll dieser Wenzel und kein anderer

Mund anders von ihr reden, als in Ehren, wie es ihre Treue verdient. Und darum sag' ich zuletzt noch mit freudigem Muth: sie soll frei gemacht und wohl geeignet werden, eines freien Bürgers und Zunftgenossen dieser Stadt eheliche und ehrliche Hausfrau zu werden."

Als Hermann geendigt hatte, trat in der Trinkstube der Küferzunft zu Schlettstadt eine tiefe, fast peinliche Stille ein. Lautlos saßen Meister und Gesellen umher, eine ganze Weile. Endlich aber ließ sich Wenzel, jedoch ohne allen Anflug von Hohn, vernehmen:

„Es soll mir leid sein, wenn ich irgendwann und wo dem Bruder und Handwerksgenossen weh gethan habe. Aber was ich von demselbigen Thurmkätherlein geredet, sagten Andere auch, und ich hatt' es nicht aus mir, hab' auch keine Wissenschaft davon gehabt, daß es dem Bruder so leid sein könne. Die Wahrheit ist aber: während wir bei Nacht und Graus durch den Ill- und Niederwald zogen, hatte selbiges Thurmkätherlein bei sich in der Thurmstube nicht bloß den Junker Mathies, des Bastards Sohn, der jetzt mit seinem Vater im Herlin sitzt, sondern auch einen sichern Jost Schurpfinsack, welcher das Kätherlein ehelichen wollt' und nachträglich eines blutigen Todes durch den langen Kunz verschieden ist. Davon und von Anderm

redet Jedermann zu Herlisheim. Nicht ich allein hab's gehört, Viele können's bezeugen. Ich red' nichts dazu und nichts davon, Niemanden zur Ehr' oder Schand'."

Hermann hatte mit zurückgehaltenem Athem zugehört. Erblassend sah er sich im Kreise um und erkannte nur zu deutlich, wie Viele dem Wenzel mit einer Miene beistimmen mußten, welche ausdrückte: wir können nicht anders bezeugen! Selbst Martin und der lange Kunz wichen seinen Blicken aus, die Widerspruch und durch diesen Trost bei denselben suchen wollten. Eine Weile verblieb er in derselben starren Haltung. Dann hob sich seine Brust schwer und zaghaft mit einem halben, schamhaften Seufzer. Ohne sich noch umzusehen, schritt er hierauf nach der Wand, wo sein Hut an dem Zinken eines Hirschgeweihes hing. Er nahm denselben herunter und drückte ihn sich tief in die Stirne. Martin, der lange Kunz und Peter Stützel von Türkheim eilten nun herbei, um ihn noch zum Bleiben zu bewegen. Als er ihnen sein Gesicht zukehrte, war es todtenbleich, seine Lippen aber sprachen nur die Worte:

„Laßt mich heim! heim!"

Und damit ging er in die Nacht hinaus.

Viertes Kapitel.

Das Bäschen von Ruffach.

Andern Morgens, da die Gesellen des Meisters Schwarz schon längst auf und an der Arbeit waren, saß der Hausherr selbst noch mit seiner Familie in der Wohnstube. Er hatte auch Herman aufgefordert, noch dazubleiben, da ihm des Sohnes Aussehen eine Krankheit zu verrathen schien, welche ihm die Arbeit im Hofe nicht räthlich machte. Zwar zeigte dieser schon seit längerer Zeit eine Schwermuth, deren Grund hinter seiner gleichzeitigen Verschlossenheit verborgen lag. Heute aber deutete sein Wesen, wie seine ganze Erscheinung auf ein innerliches Uebel, wie die Mutter sagte, welche mit der Tochter sich jetzt ängstlich um Herman bemühte, obgleich dieser auf jede Frage die Antwort hatte, es fehle ihm nichts.

Der Vater hatte noch immer den rechten Ton nicht finden können, um mit Herman so unbefangen und vertrauensvoll zu verkehren, wie vor Jahren. Er theilte den Seinigen mit, daß sich wieder mehrere hochangesehene Edle des Ober- und Unterlandes beim Rathe gemeldet hätten, um Fürsprache einzulegen wegen des Heinz Grefe und seines Sohnes, damit dieselben nicht nach der ganzen Strenge des Rechts, dem sie verfallen seien, gerichtet würden, sondern sich lösen und mit der Stadt vertragen könnten. Der Rath aber wolle nichts davon hören, keine Einsprache gestatten und ein Beispiel geben für alle Zukunft.

Wenn nun Meister Schwarz voraussetzte, er werde damit die besondere Theilnahme Hermans erwecken, so hatte er sich getänscht. Der Sohn schien nicht einmal zu hören, wovon die Rede, und Vater und Mutter sahen sich nachgerade bedenklich an. Drauf trat Meister Schwarz an das Fenster und schaute in den Küferhof hinunter, von wo der Schall der Faßschlägel und das Geräusch der Hobel heraufscholl.

„Ich sehe den Wenzel nicht an seinem Platze,“ sagte er zu Herman gewendet. „Will der mit Einmal ein Langschläfer werden?“

„Das nicht, Vater,“ antwortete der Sohn mit mehr Antheil. „Ich glaube, er schnürt seinen Bündel.“

„Seinen Bündel?“

„Wofern ich nicht wandere, wird er unser Haus verlassen.“

„So!“ machte Meister Schwarz, leise pfeifend, während die Mutter ebenfalls betroffen aufhorchte. „Habe ich nicht Arbeit genug für euch Beide? Oder, wie? Hat es gestern noch Händel abgesetzt? Mir scheint, dem sei so. Und weßwegen?“

Als der Sohn sichtlich zögerte, von der Ursache des Streits zu reden, fuhr Meister Schwarz fort:

„Hat wohl auch der lange Kunz und der Martin wieder gegen den Wenzel gehalten. Seit der Martin sich so gut hält und ein so trefflicher Arbeiter geworden, will er sich auch nicht mehr mit dem Wenzel vertragen.“

Sabine horchte hoch auf bei dieser Sprache des Vaters und glaubte aus dem Tone desselben gerade keinen Mangel an Wohlwollen für Martin herauslesen zu müssen. Herman jedoch erwiderte trübe:

„Keiner hatte etwas mit dem Wenzel, als ich allein. Darf ich selbst wieder wandern, so bliebe er wohl.“

„Nein, Herman, Du bleibst bei uns,“ sprach jetzt Meister Schwarz mit Güte. „Deine Eltern bedürfen Deiner in ihren alten Tagen. Wir werden nicht mehr

mit einander hadern, und mir wird es wohl gelingen, Dich auch mit dem Wenzel — sieh, da ist er selbst."

„Recht guten Morgen, Meister. Gott segne Euch den Tag."

„Schönen Dank. Was bringst Du, Wenzel?"

„Euer Geschäft leidet keine Noth mehr, wenn ich wandere, und überdieß zieht es mich in's Oberland zurück nach dem Vaterhause."

„Das thut mir wohl leid, doch kann ich nicht wider Deinen Willen," sprach der Meister zu dem Gesellen, indem er ihm die Hand reichte. „Willst Du ziehen, so gehe mit Gott und ohne Groll im Herzen gegen mein Haus."

Wenzel schien weich gestimmt zu werden. Er reichte auch der Frau Meisterin die Hand zu Abschiede und ebenso der Tochter.

„Ihr werdet auch nicht weinen, da ich ziehe, Jungfrau Sabine," sprach er, ohne daß jedoch ein Vorwurf in seinen Worten lag. Dann wandte er sich an Hermann: „Nun, da ich gehe, will ich Dir gestehen, daß ich nicht verwinden kann, einen Bessern neben mir zu haben. Für uns Beide ist kein Platz in derselben Stadt. Bin ich der Erste nicht, will ich auch der Zweite nicht sein. Drum ist meines Bleibens hier nicht länger. Aber kann ich nicht in Gutem neben Dir weilen,

so doch ohne Groll von Dir gehen. Behüt' Dich Gott!"

„Fahr wohl," sprach Herman aufrichtig, indem er die Hand ergriff. Dann setzte er leise mit bebender Stimme hinzu: „Geh hin zur schönen Gertrud und sei glücklicher, denn ich."

Wenzel verließ die Stube, um von den Gesellen draußen Abschied zu nehmen, während Frau Agathe einige Mal recht schwer seufzte, als gebe sie nothgedrungen langgenährten Wünschen und Hoffnungen den Abschied. Auch Meister Schwarz blieb gedankenvoll am Fenster stehen und sprach einmal unwillkürlich den alten Trost vor sich hin:

„Der Mensch denkt, Gott lenkt!"

Von da an ging die Arbeit im Küferhofe des Meisters Schwarz mit mehr Frieden von statten. Martin schien sich durch sein Verhalten immer mehr in Gunst zu setzen, während Sabine jetzt erst förmlich aufblühte. Dagegen ruhten des Vaters Augen so manchmal bedenklich auf dem Sohne, dem alle Lebensfreude verloren gegangen zu sein schien. Zwar arbeitete er mit demselben Eifer und Geschick wie sonst, aber es fehlte all' die Freudigkeit der Jugend am schönen und lohnenden Werk. Ein solches hatte ihm aber der Rath der Stadt selbst aufgetragen, und die Ge-

sellen meinten, es werde wohl dem Pfalzgrafen oder gar dem Kaiser selbst bei dessen nächster Reise in's Elsaß angeboten werden. Doch Herman kümmerte sich hierum nicht weiter, sondern suchte sich nur mit all der ihm zu Gebot stehenden Kunstfertigkeit des ehrenden Auftrags zu erledigen. Still und stumm richtete er das Holz her, fertigte die mächtigen Dauben an und hobelte ohne muntern Ruf und Gesang nur immer fleißig drauf los, während seine Kameraden mit manchem Lied und Pfiff ihre Thätigkeit würzten. Da das bestellte Faß dauerhafte Festigkeit mit zierlichem Schnitzwerk verbinden sollte, konnte er alle seine Geschicklichkeit und Kunst erproben, worüber er manchmal auch seines Leids vergessen konnte. Dagegen übermannte es ihn zu anderer Zeit desto mehr, wenn er der jungen Hoffnungseligkeit, des einstigen reinen Vertrauens seiner Liebe gedachte, während jetzt der Zweifel sich in sein Herz gebohrt hatte und an seinem Lebensmuthe zehrte. Und erinnerte er sich Kätherleins warmer Fürbitten für den Junker, ihrer Haltung beim Sturm auf das Thor und ihrer Verzweiflung beim Auszug mit den Gefangenen, so ging die Saat des Mißtrauens wuchernd in seiner treuen Seele auf, die sich zu anderer Zeit wieder an die Untrüglichkeit der ganzen, Vertrauen heischenden Erscheinung seines Kätherleins mit dem

Glauben und der Macht der Liebe anzuklammern suchte.

Meister Schwarz hatte in jenen Tagen wenig Zeit gefunden, seinen Gesellen nachzusehen, da ihn wichtige Geschäfte und Berathungen zum Vortheil der Vaterstadt in Anspruch nahmen. Eines Nachmittags aber kam er doch wieder in den Küferhof, sprach mit jedem der Gesellen über den Gegenstand ihres Thuns und blieb dann längere Zeit bei seinem Sohne stehen, um mit ihm über den ehrenden Auftrag von Seiten des Raths und das Weitergedeihen des Werks zu sprechen. Dann aber brachte er die Rede auf die verdrossene, freudlose Stimmung Hermans.

„Du bist so trüben, düstern Sinnes, daß es nachgerade aller Welt auffällt," äußerte Meister Schwarz, und als der Sohn darauf ausweichend entgegnete, daß ihn die Arbeit so nachdenklich und grübelnd erscheinen lasse, bezweifelte dieß der Vater und meinte, es sei eine Krankheit, wenn auch nur Herzweh, wie er es nannte. „Das muß geheilt werden, Herman. Selbst die Herren vom Rath meinen, man müsse dagegen thun und Dir helfen. Werd' ein Meister, Herman, nimm ein Weib! Das hilft gegen solche Krankheit und hat schon Manchen gesund gemacht."

Herman ward blutroth und wieder leichenblaß.

Er hielt in seiner Arbeit ein, legte den Hobel hin und sah seinen Vater leidvoll an. Dann sprach er:

„Ihr irrt, Vater. Gegen mein Uebel hilft Euer Mittel nicht."

„Es würde helfen, wolltest Du es nur gebrauchen," versetzte Meister Schwarz. „Und Du wirst Dich nicht lange mehr sträuben können, — Deine Mutter ist auch der Meinung. Wir werden alt, — noch bin ich gut zum Rath, nicht mehr zur That. Wie lange wird es dauern, so folgt Deine Schwester, die Sabine, einem Manne in ein anderes Haus, und Vater und Mutter stehen in ihrem Alter einsam, wenn nicht Du, Herman, ein sorgsames, treues Weib nimmst, Handwerksmeister und Bürger unserer guten Stadt wirst, Deines Vaters Geschäft fortführst und Deinen Eltern eine freundlich pflegsame Schwiegertochter schaffst."

Tief aufseufzte der Sohn bei diesen Worten. Er legte die Linke an die Stirne und ließ die Rechte schlaff über das Schurzfell herunter sinken. Dann sagte er:

„Lieber Vater und Meister, so hört mich denn. Ich thu' Euch Alles in der Welt gern zu Lieb und Gefallen und — Ihr dürft ja Gehorsam von Eurem Sohn fordern. Aber prüft mich nicht zu sehr. Ihr, Vater, könnt mir Alles geben — ein ehrliches Weib, Euer

Haus und Vermögen und Euren guten Namen in der Stadt, aber Eines, Eines nicht —"

„Und was denn?" fragte Meister Schwarz, als der Sohn bewegt innehielt.

„Glück, Freude und Frieden im Hause, Lust am Leben und an der Arbeit!" sagte Herman, indem er sich gleichsam müde auf die Hobelbank setzte und düster vor sich hinstarrte.

Meister Schwarz sah eine Weile auf den Sohn nieder. Dann fing er wieder an:

„Vielleicht doch, Herman! Blicke nicht so zweifelmüthig in die Welt. Ich weiß Dir eine Jungfrau, die Dir sicherlich gefallen würde, wenn Du sie sähest. Denn sie ist schön von Angesicht, guten Gemüths und freundlichen Gebahrens, auch nicht ohne geziemende Mitgift, — sie wäre mir eine liebe Sohnsfrau."

„Nicht doch, Vater!" sagte Herman mit einer Handbewegung, die zugleich eine Abwehr und eine Bitte enthielt. „Laßt Sabine einen tüchtigen Küfer heirathen — ich wüßte Einen, der sie lieb hat und Euch der beste Schwiegersohn wäre, — laßt sie bei Euch wohnen und Euer Alter pflegen, ihren Mann aber das Geschäft fortführen und in Ehren stehn vor der Stadt. Auch ich habe einmal solche Wünsche und Ziele gehabt, hatte ein Mägdlein lieb, ein armes verlassenes Mäg-

delein, dessen Niemand gedenken wollt' außer mir." Vor innerer Bewegung hier innehaltend, fuhr er dann, als schäme er sich seiner Erregtheit, gefaßter fort: „Das ist nun auch vorbei, und so durft' ich's Euch verrathen, was mich gekränkt so lange Tage. Mein Streben ist jetzt auf ander Ding gericht't, als auf Haus und Hof, Weib und Familie!"

„Und worauf denn, Herman?" fragte Meister Schwarz mit äußerlicher Ruhe. „Wo steht denn nun Deines Lebens Ziel?"

„Im Feld — oder im Kloster!"

Meister Schwarz schwieg lange, bis er wieder anhub:

„Also ein reisiger Knecht oder — ein Mönch. Dir liegt des Pfalzgrafen Angebot noch im Kopfe, nach Heidelberg zu kommen und den Schlägel mit dem Schwert zu vertauschen. Und andererseits meinst Du, im Kloster noch ein Gelehrter werden zu können, wie selbiger Magister aus Westphalen, mit dem Du in Freiburg Umgang gepflogen. Aber merke Dir, mein Sohn: der Krieg erzieht mehr Schelme, als Helden, das Kloster mehr Faullenzer, als Schriftkundige. Und ich dächte, Vater und Mutter sollten Dir näher liegen, als Pfalzgraf Friedrich und Magister Dringenberg, wie Du ihn nennst. Auch in meinem Küferhof bleibt Dir eine

schöne Aufgabe: dem Wein, der holden Gottesgabe, die das Menschenherz erfreut, das feinste und zierlichste Gewand zu geben. Kennst doch selbst den feinen Spruch:

An allem Ort und Ende
Soll der gesegnet sein,
Den Arbeit seiner Hände
Ernähret still und fein.
Gott will ihm darzu geben
Ein Ehfrau tugendreich,
Die einer fruchtbaren Reben
Sich soll verhalten gleich.

Kannst den Spruch einmal auf dem Faßboden überm Thürlein einschneiden. Oder willst Du das Faß nicht fertig machen, das der Rath bestellt hat?"

„Es wird fertig werden, Vater!"

„Nun, also, kommt Zeit, kommt Rath. Ich wollte Dir nemlich sagen, Hermann, daß ich zum Theil in eigenen Geschäften, zum andern Theil aber im Auftrag des Raths eine Reise über den Landgraben in's Oberland machen, Notar Geiler in Ammersweier aufsuchen und den ehrwürdigen Herrn Conrad von Bußnang zu Ruffach sprechen muß, wo ja ein Bäslein von uns wohnt, wie Du weißt, des Schaffners Walthusser Töchterlein."

„Aber Vater," warf jetzt Herman ein, „wie möget Ihr eine Reise dahin wagen, wo Ihr schon

einmal auf freier Straße ergriffen worden seid, in das Gebiet des von Hadstadt, der den Schaden mit dem Schlosse zu Herlisheim gehabt?"

„Die Landstraßen sind jetzt sicher, und der von Hadstadt hütet sich wohl, unsere Feindschaft auf sich zu laden," antwortete Meister Schwarz. „War er doch selbst im Geleite des von Rappolstein hier, um Fürsprache für Heinz Grefe einzulegen, von dem sie wohl wissen, daß er sein Leben verwürkt habe. Zudem nehm' ich den Kunz mit mir, während Du das Geschäft in Ordnung halten wirst, bis ich wieder komme."

In der That fuhr noch selbigen Tags Meister Schwarz mit dem langen Kunz zum Thore hinaus, das nach Colmar führte, über den Landgraben, der das untere Elsaß vom obern abgrenzte. Daheim nahm unterdessen Küferei und Hauswesen den gewöhnlichen Gang. Herman verkehrte in der Abwesenheit des Vaters etwas mehr mit Mutter und Schwester, und letztere war so geschwisterlich zutraulich, erstere so mütterlich mild und gütig, als je früher. Da war viel bei ihnen die Rede von dem frommen Herrn von Bußnang, der alle Uneinigkeit im Lande richte und von allen Herren, Städten und seinen eigenen Unterthanen so werth gehalten werde, daß die Straßburger bereuen, ihn nicht zum Bischofe behalten zu haben. Obgleich er

aber gegen seine armen Leute barmherzig und gastfrei sei, thue doch sein Schaffner, Vetter Walthusser, noch mehr, halte dabei seines Herrn Einkünfte in bester Ordnung und werde von demselben stets gerecht befunden, denn er pflege zu sagen: „ich habe nichts hergebracht, als einen grauen Rock, was ich hab', ist Euer Gnaden!" Drum sei auch der ehrwürdige Herr ihm und seinen Kindern gar gewogen, und das Bäslein erhalte von ihm dereinst wohl reichliche Aussteuer.

Dergleichen hörte Herman eine Weile ruhig an und ging dann ohne Einrede wieder an die gewohnte Arbeit. Die Rührigkeit im Küferhofe beschwichtigte doch immer wieder seinen Unmuth und die Grillen wurden vertrieben, wenn so bei schönem Wetter im Frühherbste die Fässer, Butten und Bottiche unter den Schuppen hervor unter Gottes freien Himmel gerollt wurden, wo Hammer und Schlägel, Hobel und Beil gehandhabt werden sollten, während die in Hemdärmeln und Lederschürzen gar schmuck aussehenden Gesellen den Martin neckten, wenn einmal Sabine am Fenster erschien oder flüchtig über den Hof eilte.

Eines Abends nun, da eben Herman nicht daheim war, erfolgte die Rückkehr des Meister Schwarz. Andern Morgens wurde Herman in den Rathskeller ge-

rufen, wo Mancherlei nachzusehen war. Der Schultheiß Heinrich Hammer machte ihm dabei den Vorschlag, doch auch einmal den jungen Edelmann im Herlin zu besuchen, den er selbst gefangen genommen habe. Herman war nach einigem Bedenken darauf eingegangen, und kam gegen Abend mit entlastetem Gemüthe nach Hause zurück, wo er sich nun auch der glücklichen Rückkehr des Vaters erfreuen konnte. Er war jedoch so sehr von dem Inhalt seiner Unterredung mit dem Junker Mathies erfüllt, daß er kaum noch für Anderes besondern Sinn hatte. Doch begrüßte er wieder mit heiterm Antlitz den langen Kunz, während der Vater Nachmittags auf das Rathhaus gegangen war. Kunz fand das Werk Hermans sehr vorgeschritten; der Sohn des Hauses selbst fragte dieß und das über die Reise, während er mit einem gewissen freudigen Ernst und mit dem Ausdrucke der Zuversicht alsbald die Arbeit wieder angriff, so daß die Gesellen erstaunt nach ihm herüber schauten.

Die Abendsonne lag unterdessen mit mildem Glanze in dem Küferhofe, in welchem ein rühriges Treiben herrschte, Scherz, Gesang und Arbeitslärm. Zum ersten Mal nach langer Zeit hörte man auch des Meisters Sohn wieder eine Melodie summen, während er so freudig fortarbeitete. Unwillkürlich und immer lauter

summte er die alte Weise, und endlich sang er mit voller Stimme:

„Schein' uns, du liebe Sonne,
Gib uns einen hellen Schein!
Schein' uns zwei Lieb zusammen,
Die gern bei einander wollen sein!"

Aber plötzlich hielt er inne und schaute wie verzückt nach einem Fenster des väterlichen Hauses, das in den Hof ging.

„Kunz," fragte er leidenschaftlich, indem er diesen am Arme ergriff, „hast Du gesehen?"

„Nein, was denn?"

„Wer war das bleiche Mägdelein, das dort herunter lugte und alsbald wieder verschwand?"

„Wir brachten Eines mit von Ruffach. Das wird es wohl gewesen sein."

„Von Ruffach," entgegnete tonlos der Sohn des Hauses. „Das Bäschen von Ruffach," wiederholte er mit gebrochener Stimme.

Aus allen Himmeln gefallen, wandte er sich wieder zu der Arbeit, ohne daß noch ein Laut über seine Lippen gekommen wäre, oder sein Auge sich noch einmal nach dem Fenster empor gewandt hätte.

Fünftes Kapitel.

In Thränen.

Die Sonne neigte sich schon stark den Höhen des Wasgaugebirges zu, als auf der Straße von Colmar nordwärts gegen den Landgraben ein Wagen rollte. Es war ein Fuhrwerk, wie man es damals, wenn man nicht reiten wollte, zu Reisen gebrauchte, zu beiden Seiten mit Leitern versehen und zum Theil mit einem Leinwandzelte überspannt. Außer dem Fuhrmann befanden sich auf den rohen Sitzen zwei ältere Männer und dahinter — tief in den Mantel gehüllt — ein weibliches Wesen.

„Wer sind die?“ fragte ein vorüberkommender Bauer den andern.

„Reichsgimpel aus dem Unterland“, war die mürrische Antwort, „man erkennt sie gleich. Hochmüthige

Städter, um nichts besser, als die Junker, die uns auf dem Lande plagen. Gott mit all seinen Heiligen habe ein Einsehen! Hat nicht das Thurmkätherlein von Herlisheim dem Schlettstädter Küfer zu Lieb' ihres Herren Freunde verrathen! Ward sie doch deßwegen vom eigenen Vater verstoßen und kann zu Grunde gehen. Was kümmert's Jene?"

„So straf' Gott die Handwerker!"

Unbekümmert um dieß Gespräch auf der Landstraße und ebenso wenig achtend auf die Schönheit der Landschaft, setzten die Reisenden ihre Fahrt fort, und sahen rechts auf die Wiesen und Rübenfelder, links auf die Rebenhöhen, deren Trauben schon der Weinlese entgegen reiften. Hie und da fiel ein Wort über den Ausfall des dießjährigen Herbstes und wie hoch der Most im Preise stehen werde. Endlich wandte sich einer der Reisenden, ein schon bejahrter, bartloser Mann von würdigem Aussehen auf seinem Sitze um.

„Und Du, mein Kind, bist ja noch immer so still und traurig."

Die Frauengestalt schauerte bei dem Klange dieser Stimme innerlich zusammen. Dann ließ sich ihre eigene sanfte Stimme fast klagend hören:

„Ich habe ja weiter nichts zu sagen."

„Gut, wenn Du Dich nur dreinfindest. Dein Herr

hat Dich uns anvertraut, — laß auch Du Vertrauen walten und denke, Du seist in guter Hand, wenn Du uns auch noch nicht kennst. Was willst Du sagen?"

„Eure Stimme däucht mir bekannt, nur weiß ich nicht, woher?"

„Laß es gut sein. — Gelt, Du kannst kochen, waschen, nähen?"

„Ich hab' es gelernt."

„So wirst Du in meinem Hause bei Frau und Tochter einen guten Ort finden. Wir haben Arbeit genug für Dich, — mein Sohn wird ein Weib nehmen, meine Tochter wohl einem Manne folgen, — die Aussteuer verlangt noch fleißige und geschickte Hände. Und zeigst Du Dich, wie ich erwarte, so kannst Du bei uns bleiben und uns im Alter pflegen."

„Aber — mein armer Vater!" warf das Mädchen tief seufzend ein.

„Den zu versorgen wirst Du wohl im Stande sein, wenn Du Dich nur treu bei uns hältst. Nun, was willst Du noch fragen?"

„Wo — wo wohnt Ihr?" lautete die schüchterne Frage.

„Im Unterland, an gutem Ort. Wir werden noch in der Nacht heimkommen. Laß Dir das genügen!"

Damit war das Gespräch zu Ende. Weiter rollte

der Wagen in die dämmernde Landschaft hinein, an halb in Rauch verhüllten Dörfern vorüber, durch die holperigen Gassen kleiner Städte. Still saß das Mädchen im Mantel verhüllt und zusammengekauert auf ihrem Sitze, während schon die Nacht hereinbrach. Endlich ging es in der Dunkelheit durch ein Stadtthor in eine enge Gasse hinein, deren Finsterniß durch den Lichtschimmer erhellt war, welcher aus zahlreichen Fenstern fiel. Zuletzt hielt der Wagen in einem weiten Hofe vor einem großen Hause.

„Steige nun mit Deinem Bündel heraus, wir sind zur Stelle", sprach jetzt der bejahrte Mann und half der Angeredeten selbst vom Wagen, während man mit einer Laterne aus dem Hause kam, um zu leuchten.

Zaghaft folgte das aufgeforderte Mädchen dem frohbegrüßten Manne in das große Haus, die steinerne Treppe hinan. Der andere Reisegenosse, ein langer Geselle, wollte ihr das Bündel tragen, was sie aber ablehnte. Während sie dann schüchtern und zitternd in der Ecke der Stube stand, kam ihr ein Mädchen ihres Alters entgegen, das sie freundlich ansprach, mit ihr zu kommen und ihr Bündel abzulegen, da sie nun Wohn- und Schlafgenossinnen seien. Von demselben freundlichen Mädchen wieder in die große Wohnstube geführt, — ein weites braungetäfeltes Gemach — ward

sie eingeladen, sich zu Tische zu setzen, wo bereits ihre beiden Reisegefährten und eine kleine ältliche Frau in fast peinlich sauberem Gewande Platz genommen hatten. Hatte das freundlich unbefangene Entgegenkommen der Tochter vom Hause der jungen Fremden wohlgethan und viel von ihrer Herzensbeklommenheit verscheucht, so fühlte sie sich jetzt um so bedrückter, als sie bemerkte, daß die Augen der Hausfrau während des Mahls beständig forschend und musternd auf ihr ruhten. Sie vermochte trotz allen freundlichen Zuredens nur wenig zu genießen und war froh, als sie wieder von der Tochter aufgefordert wurde, ihr in's Schlafzimmer zu folgen, da sie wohl müde sei und der Ruhe bedürfe.

Hier in dem traulichen Gemach, unter dem freundlichen Geplauder der Tochter des Hauses, lösten sich allmählich die beengenden und beängstigenden Fesseln, welche das Gemüth des fremden Mädchens preßten.

„Und wie gefällt es Dir denn bei uns? Nun warte nur, es soll Dir bald besser gefallen. Wir wollen fleißig mit einander nähen, — es gibt noch viel zu thun bis zur Hochzeit meines Bruders, denn alle die Schränke, an denen wir vorbeigekommen, stecken voll ungenähter Leinwand. Nun aber wollen wir schlafen und morgen früh an's Tagewerk, wenn Du ausgeruht hast!"

„Aber wo bin ich denn?“ fragte die junge Fremde dazwischen.

„Laß Dich das nicht kümmern, Du wirst es schon hören. Ich freue mich so auf des Bruders Hochzeit!“

„Und auf die eigene“, bemerkte jetzt die junge Fremde nicht mehr so schüchtern.

„Ach, da hat's noch gute Weile!“ erwiderte mit schamhaftem Erröthen die Tochter vom Hause, und so ging noch das Geplauder eine Weile fort, bis die beiden Mädchen mit gefalteten Händen und jede in ihrem eigenen Gebete einschlummerten.

Was mochten sie träumen? Was mochten die Geister des Ortes, die nun aus ihren Winkeln kamen und ihre nächtliche Herrschaft in den Gängen und Gemächern des Hauses antraten, den Schlummernden vorspiegeln und zuflüstern? Nichts Uebles, nach der verhältnißmäßigen Heiterkeit zu schließen, mit welcher die beiden Mädchen andern Morgens die Arbeit angriffen und die auch sonst im Hause waltete. Selbst die Mutter sah nicht mehr allzu streng nach der Fremden und nickte manchmal dem Vater nicht ganz unzufrieden zu. Im Ganzen blieb sie jedoch zurückhaltend, wie es die Würde der Hausfrau gegen die Untergebenen forderte, und setzte ihre Beobachtung, wenn auch nicht mehr so auffallend, fort. Das fremde Mädchen hielt

sich gleich von Anfang an im Ganzen gut, nur das Klappern der Schlägel draußen im Küferhofe schien sie zu überraschen, ja in Unruhe zu versetzen und nachdenklich zu machen.

„Du hast wohl noch in keinem Küferhause gewohnt?“ fragte die Hausfrau, indem sie einen forschenden Blick herüberwarf. „Du zitterst ja, der Lärm erschreckt Dich wohl? Nun, man muß sich an Alles gewöhnen.“

Für jenen Tag schien diese Gewöhnung noch sehr zweifelhaft. Denn die junge Fremde warf immer nur scheue Blicke in den weiten von arbeitenden Männern belebten Hof. Und als gegen Abend die Tochter vom Hause das Mädchen einmal über den Gang begleitete, dessen Fenster nach dem Hofe gingen, fragte dasselbe, plötzlich die Farbe wechselnd, wer da singe.

„Sieh nur selbst nach!“

Ein flüchtiger Blick in den Hof, und das Mädchen fuhr zum Tode erschreckend zurück. Kaum daß sie sich auf den Füßen halten konnte, als sie mit gerungenen Händen ihre Begleiterin vorwurfsvoll anstarrte, dann ihre bebende Gestalt an die Wand lehnte und bitterlich zu weinen anfing. Kein Trost wollte verfangen, am allerwenigsten aber der, als die Tochter vom Hause in ihrer Angst jammerte:

„Es ist ja mein eigener Bruder! Wie kann Dich das so erschrecken!"

„Dein Bruder? Du reicher Gott im Himmel, warum denn noch das?" klagte darauf das fremde Mädchen ganz aufgelöst in Schmerz und Jammer.

Es bedurfte längerer Zeit, bis sie sich so weit fassen konnte, daß sie nicht augenblicklich davon lief. Aber die eigenen Thränen und die liebreichen, wohlgemeinten Fragen Sabinens, ob sie denn für Herman nicht das thun wolle, was sie für einen Fremden gethan hätte, wirkten zuletzt doch so viel, daß eine entsagungsvolle Ergebung, eine opfermuthige Willigkeit an Stelle des verzweifelten Entschlusses trat.

Schwere Tage für das arme bedrängte Herz, das Zuflucht im Hause des Meisters Schwarz gefunden hatte, folgten, und noch schwerere Nächte. Aber das hinderte nicht das Fortschreiten der Arbeit. Im Gegentheile schien die junge, stille Fremde ganz in ihrer Beschäftigung aufgehen zu wollen. Man gewährte ihr gerne, nicht mehr am gemeinsamen Tische erscheinen zu müssen, und der Sohn des Hauses äußerte kein Verlangen nach der Gegenwart des neuen Mitglieds im Hauswesen. Aengstlich vermied sie jeden Blick in den Hof, jede Begegnung, und hatte eine an das Schlafzimmer stoßende Stube zum Arbeitsgemach und

fast ausschließlichen Aufenthaltsort erkoren. Dabei war es nothwendig, den Schein zu wahren und ihr Benehmen nicht auffallend erscheinen zu lassen. Sie hatte Sabinen beschworen, Niemanden etwas von der Erregung am Fenster zu sagen, und diese kam ihr dann auch noch darin zuvor, daß sie versprach, die Zurückgezogenheit ihres arbeitsamen Lebens aus der Nothwendigkeit und als ihren eignen Wunsch zu erklären.

Und so lebte das arme Mägdelein im fremden Hause dahin, indem es sich allmählich in seine peinliche Lage ergab. Ja, sie gewann nach und nach den Gedanken lieb, in stiller Entsagung für das Wohl und die Freude dessen wirken zu können, der, sie selbst vergessend, eine Andere erwählt hatte. Sie wollte längst nicht mehr den Lohn der Liebe; die heimlichen Schmerzen und Leiden derselben waren ihr ein Trost, da sie ihm Freuden bereiteten. Wenn aber der Lärm der Küfer-Schlägel aus dem Hofe bis in ihr Arbeitsgemach drang, da pochte ihr Herz gar gewaltig mit, und heiße Zähren — man hörte kein Schluchzen — fielen auf das Linnen in ihrer Hand. Heimlich und still flossen sie, wie sie meist fließen, die um eine junge Liebe geweint werden.

Da öffnete sich hinter ihr die Thüre, und nach Sabinen fragte eine Stimme, die ihr alles Blut in die Wangen und wieder zum Herzen zurück trieb. Mit

einem leisen Aufschrei sah sie sich in heftigem Schreck um und blieb dann, wie gelähmt, sitzen. Herman Schwarz stand da mit starrem Blick und unbeschreiblichen Ausdruck.

„Rätherlein!“ rief er endlich wie außer sich. „Mein Rätherlein! O Du reicher Gott, Du hier?“

Er näherte sich, uud sie saß noch immer wie vom Schrecken gelähmt. Er schlang seine Arme um ihren Nacken, und sie vermochte nicht zu fliehen. Er küßte ihre bleichen Wangen, und seine Thränen fielen heiß auf dieselben.. Da kam ihr wieder die Kraft, sich aus der Erstarrung zu erheben. Gleich einer Antilope sprang sie auf, um sich ihm zu entwinden. Aber fest hielt er ihre Hand.

„Laßt mich! laßt mich, Herman Schwarz!“ rief sie in unsäglicher Angst.

„Nimmermehr!“ sprach er entschlosseu. „Keine Gewalt reißt Dich wieder von mir!“

„Allmächtiger — gehorcht Vater und Mutter!“ stammelte sie im höchsten Schreck und ließ ihre Augen wirr umherfliegen.

Da gewahrte sie Menschen unter der Thüre des Gemachs, zu denen sie sich flüchten konnte. Mit einer verzweifelten Kraftanstrengung machte sie ihre Hand frei, und halb bewußtlos fiel sie in Arme, welche sich schützend um sie schlangen.

Als sie die Augen wieder aufschlug, neigte sich das Antlitz des Meisters Schwarz zu ihr nieder, aus welchem jetzt jeder strenge Zug gewichen war und dem Ausdruck weicher Empfindungen Platz gemacht hatte.

„Ja, meine gute und bewährte Tochter", sprach er mit bebender Stimme, indem er die blaße, reine Stirne küßte. „Du hast Recht! Gehorsam soll er sein Vater und Mutter und nur die Braut wählen, die wir ihm bestimmt, sie, die mich einst in schweren Stunden mit diesem Rosmarinsträußchen getröstet, als mich Alle vergessen zu haben schienen. Weißt Du, wer es mir gereicht?"

Kätherlein wußte nicht, wie ihr geschah. Als nun aber auch Frau Agathe die Weinende in ihre Arme schloß und ihr liebes Kind nannte, als Sabine die künftige Schwester stürmisch an ihr gutes, treues Herz preßte, und Herman in Seligkeit von der Brust des Vaters und der Mutter an die der Geliebten sank; als die mächtige Stimme des langen Kunz von einem Fenster aus die frohe Botschaft in den Hof hinunter verkündete, darauf lautes Jauchzen herauf scholl und Gesellen und Hausgesinde herbei kamen, um ihre Glückwünsche darzubringen: da war Kätherlein mälig zum Bewußtsein ihres Glücks gekommen und lernte an dessen Wirklichkeit glauben.

Sechstes Kapitel.

Es ward gericht't.

Von dem milden beglückenden Sonnenschein jener Herbsttage fiel kaum ein Strahl in die Gewölbe des alten Herlins, der auch bei hellem Tageslicht noch finster in die blaue Luft ragte. Die mit mächtigen Quadern ausgemauerten und mit starken Eisenstäben vergitterten Lucken, welche als Fenster dienen sollten, bildeten förmliche Gänge in der dicken Mauer, durch welche kaum genügendes Licht, geschweige denn ein Sonnenstrahl in das Innere des Thurms drang. Derselbe hatte verschiedene Gewölbe über einander. In einem der unteren saß der alte Bastard von Lützelstein, gebeugt vom Gram um das eigene Schicksal und das seines Sohnes, der seinen Kerker in einem höhern Stockwerk des Thurms gefunden hatte.

Die Gefangenen konnten, wenn sie nur einmal

in den Verlust ihrer Freiheit sich zu fügen und, mit Ergebung in das Unvermeidliche, dem Urtheil des Gerichts entgegen zu sehen wußten, nicht über ihre Behandlung sich beklagen. Sie wurden als Edelleute gehalten, alle möglichen Bequemlichkeiten waren ihnen in ihrem Gewahrsam gegönnt. Aber Heinz Grefe wußte, daß er sein Leben verwirkt habe. Kaum wollte er noch die Hoffnung hegen, daß ihn seine Freunde mit Gewalt befreien würden, wie Meister Schwarz von den seinigen befreit wurde. Er setzte seine einzige Hoffnung auf die Fürbitten des Adels. Aber auch diese schwand, als er zuletzt von dem Schließer hörte, daß alle Fürbitte nichts helfe und des Bastards beste Freunde sich nachgerade nur noch darauf beschränkten, seine Richter zu bitten, daß der ritterbürtige Mann nebst seinem Sohne nicht wie gemeine Räuber mit dem Strang, sondern, wie es Edelleuten zieme, mit dem Schwerte gerichtet würden.

Nun rückte der Tag herbei, wo der Stab über sie gebrochen werden mußte. Heinz Grefe hatte mit seinem Sohne durch den Schließer einen vom Rath erlaubten Verkehr unterhalten, der ihnen dazu diente, sich gegenseitig um ihr Befinden zu befragen, sich zu trösten und zur Ergebung in Gottes Willen zu mahnen. Auf diese Weise hatte auch der Bastard von dem Besuche gehört,

welchen sein Sohn durch Hermann Schwarz empfangen, den er als Ursache all' seines Unglücks ansehen durfte — vom Colmarer Küferfest an bis zum Ueberfall von Herlisheim. Er hatte Muße genug, über Alles, wie es kam und sich begab, nachzudenken. Und immer wieder kam ihm ein Wort zu Sinn, das er vom Meister Schwarz in dessen Gefangenschaft gehört und welches ein Mann in seiner Lage noch auf dem Blutgericht gesprochen.

„Der Wein hat uns so weit gebracht, sagte der Heinz!" wiederholte der Bastard von Lützelstein noch oft genug im trüben Hinbrüten, und dann durchschauerte ihn der herbe Schmerz um den Sohn, den er mit in sein trauriges Geschick verflochten und gezogen.

Er hatte denselben, so nahe er ihm auch war, mit keinem Auge mehr während der ganzen Haft gesehen, und sein Herz sehnte sich doch nach dem Anblick des treuen, ritterlichen Sohnes. Er hatte durch den Schließer den Rath noch in letzter Zeit um diese Gunst bitten lassen, aber die wenig tröstliche Antwort erhalten: „Am Tage des Gerichts!"

Und nun war dieser Tag angebrochen, sein Sohn ward hereingeführt und lag lange schluchzend an dem Halse des weinenden Vaters. Nachdem der erste und heftigste Schmerz vorüber, fanden sie noch Trost in dieser Stunde trauernden Beisammenseins. Der Sohn

mußte erzählen, was Hermann Schwarz gesprochen, wie er denselben wegen des Thurmkätherleins und jener verhängnißvollen Nacht in deren Stübchen aufgeklärt habe, so daß sie beide in Freundschaft geschieden seien. Tief auf seufzte der Vater.

„Seine Freundschaft kann uns nicht den kleinsten Theil von dem nützen, was uns seine Feindschaft geschadet", sprach Heinz Grefe. „Ach, mein Sohn! Daß Du Dein junges Haupt auf den Block legen sollst, weil Du gegen Deinen Vater treu befunden wardst."

Heinz Grefe verhüllte sein Antlitz, während der Sohn tröstend sprach:

„Ich sterbe gern mit Euch, Vater. Laßt Euch das nicht gereuen. Wir wollen getrost mit einander in den Tod gehen. Sie sollen uns nicht muthlos sehen, die draußen dem Schauspiel entgegen jubeln, wie ich heute schon von oben hören konnte. — Aber daß es heute schon sein soll!"

„Ich ertrüge es nimmer länger, diesen ewigen Traum von den rollenden Köpfen", versetzte der Bastard. „Mir ist's immer, ich liefe wieder durch die Burg von Herlisheim, schlüge die Thüren zu und mit jedem Schlag mir das Haupt ab. Und hinter jeder Thüre sehe ich ein bleiches Antlitz, die treuen Augen halb gebrochen, — Dein Antlitz, mein Mathies!"

Wieder saß der Bastard auf der hölzernen Bank und vergrub sein Gesicht in seine Hände, während seine Brust krampfhaft schluchzte und der Sohn tief erschüttert daneben stand. Da knarrte ein Riegel an dem Thor des Verließes. Beide Edelleute richteten die Köpfe auf. Niemand sollte sie in der eben empfundenen Stimmung sehen. Da steckte der Schließer seinen Kopf herein.

„Willst Du mich schon von meinem Vater reißen?“ fragte Junker Mathies.

„Geht es schon zu Ende?“ lautete des Vaters Frage.

Der Schließer schüttelte den Kopf.

„Das werdet ihr von Andern erfahren. Macht euch bereit, die Herren vom Rath und Gericht kommen!“

„Wir sind bereit!“ bemerkten die beiden Edelleute nach einer Pause, mit blassen Lippen zwar, doch mit fester Stimme.

Und gleich darauf füllte sich das Gewölbe und der Estrich hallte von den Tritten würdig einherschreitender, feierlich dreinblickender und gekleideter Männer. Unter ihnen befand sich der Schultheiß Hammer selbst; dann erkannte Heinz Grefe den Conrad Lang und seinen frühern Gefangenen, Meister Schwarz selbst, der

ihn jetzt mit einem feierlichen Nicken seines Hauptes stumm begrüßte. Noch Mehrere vom Rath und Gericht standen umher, bis aus ihrem Kreise plötzlich ein schwarzgekleideter Mann mit einer bedeutsamen Amtsmiene hervortrat, in welchem die Gefangenen unschwer den Notar Geiler von Ammersweiher erkannten.

Dieser wandte sich denn auch sofort an Beide und verlas eine längere Anklageschrift, welche alle die Punkte aufzählte, in denen sich Heinz Grefe gegen die Wohlfahrt der Stadt vergangen und gegen den Stadt- und Landfrieden gefrevelt habe. Dann fuhr er fort:

„Weil nun aus all' dem sich ergeben, daß Ihr, Heinz Grefe, genannt der Bastard von Lützelstein, mit den Eurigen der ruhmwürdigen und friedsamen Stadt des Reichs, so Euch nichts zu Leid und Lieb gethan, aus Muthwillen und frevler Lust an den Waffen, in Haß begegnet seid, etliche Jahre viel Ueberlast bereitet und Unbilden angethan habt, wie daß Ihr deren Güter geraubt, Reben abgeschnitten, Leute und Fuhrwerke niedergeworfen, ja ehrsame und wohlangesehene Bürger in den Kerker geworfen und mit dem Tode bedroht habt; so hat Rath und Gericht mich, Johannes Geiler, wohlbestellten kaiserlichen Notarius im heiligen römischen Reich zu Ammersweiher, herbescheiden lassen und mit dem Auftrag versehen, Euch Heinz Grefe hiermit vor

Zeugen des Gerichts Urtheil zu verkünden, daß Ihr sammt Eurem Sohne das Leben verwirkt und den Tod verdient habt und also nach gemeinem Recht durch den Strick sollt vom Leben zum Tode geführt werden, um Eurer Verbrechen willen und der Sühne wegen."

Hier hielt Notar Geiler inne, indem er Luft schöpfte. Eine Todtenstille herrschte in dem dämmerigen Gewölbe zwischen den Mauern des alten Herlins. Heinz Grefe und sein Sohn hatten sich an den Händen gefaßt, mochten im Innern tief erschüttert sein, zeigten aber keine äußerliche Bewegung. Auch kam kein Wort des Einwurfs oder der Entgegnung von ihren Lippen. Endlich fing Notar Geiler wieder an:

„Nun hat aber Rath und Gericht aus Gnad' und Gunst die Fürbitte mehrerer Herren vom Adel insoweit entgegengenommen, daß Euer Tod, Heinz Grefe, keinen Schimpf auf den Adel bringe. Derhalben, weil Ihr ein Edelmann seid, sollt Ihr durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht, Euer Sohn aber, genannt Junker Matthies, in Anbetracht seiner Jugend und Treue gegen den Vater, noch weiter in Gefangenschaft gehalten werden, bis er sich mit tausend Goldgülden lösen mag."

„Nimmermehr!" unterbrach hier der junge Edel=

mann den Vortrag. Ihr dürft mein Geschick nicht von dem meines lieben Vaters scheiden."

„Was wir dürfen oder nicht dürfen, das zu bestimmen steht Euch nicht zu, Junker Matthies, sondern allein Recht und Gericht", versetzte Notar Geiler, indem er dann den verurtheilten Heinz Grefe ansah.

„Der Mann hat Recht, mein Sohn!" ließ sich jetzt dieser vernehmen. „Ich habe alle Ursache zum Dank für das glimpfliche Urtheil."

„Also wäre noch am heutigen Tage das Urtheil zu vollstrecken", hub Notar Geiler wieder an, unbekümmert um das schmerzliche, verzweifelte Gebahren des jungen Edelmannes, der nun den Hals des Vaters mit seinen Armen krampfhaft umklammerte. „Das sollte auch geschehen, wäre es nicht ein Freudentag für die Stadt und eine wohlbefreundete und hochverdiente Familie derselben. Denn heute ist der Tag öffentlichen Verspruchs des tugendreichen Jünglings von der Küferzunft allhier und Sohns dieses unsers günstigen Herrn vom Rath und Meisters Schwarz — mit der tugendsamen Jungfrau Katharina Sträuchlin, vormals Unterthanin des reichs- und semperfreien Herrn Gutmann von Hadstadt, dermalen aber freie Insassin im heiligen römischen Reich allhier zu Schlettstadt. Und weil nun

besagte Brautleute sich und dieser Stadt große Treue bewiesen, also daß man deren übelsten Feind greifen und unserem lieben Freund und Meister allhier aus dem Kerker helfen konnt', obgleich solches besser mit Recht durch mich, kaiserlichen Notarius, als durch Anwendung von Gewalt Seitens Vieler hätte geschehen müssen: so hat der hohe Rath dieser ruhmreichen freien Stadt des Reichs der Braut eine Bitte anheimgestellt, die ihr Rath und Gemeinde erfüllen wollen. Und weil überdieß die reichs- und semperfreien gnädigen Herren von Rappoltstein, Hadstadt und Rathsamhausen genügend sich verbürgt, auch der hochehrwürdige Herr Conrad von Bußnang durch seinen Schaffner Johannes Walthusser zu Ruffach eintausend Goldgülden alsbald darstrecken will: so hat der hohe Rath dieser ruhmwürdigen Gemeinde von Schlettstadt mich angewiesen, Euch, Heinz und Matthies Grefe, hiermit anzusagen, daß, wo ihr Urfehde schwören und auf diese Urkunde hin Bürgschaft leisten wollt, nichts Feindliches mehr wider Stadt und Gemeinde vorzunehmen, ihr Beide auf Fürbitte selbiger Jungfrau und Braut des Junggesellen Herman Schwarz, mit Gnad' und Gunst des Raths Eurer Gefangenschaft ledig sein sollt und frei aus diesem Eurem Gewahrsam gehen möget, wohin Euer Gefallen steht."

Und so ward die Sach' auch „gericht't", wie die Chronik sagt.

Es ist kaum nöthig, bei den Dankesempfindungen zu verweilen, mit welchen Vater und Sohn diese Eröffnung hinnahmen. Die Chronik berichtet, der wilde Bastard von Lützelstein habe wie ein Kind geweint und der Dankes- und Freudenthränen seien viele dort im Gewölbe des alten Herlin vor den geladenen Zeugen geflossen. Heinz Grefe sei aber auch Zeitlebens und mit Kind und Kindeskindern ein treuer Freund der Stadt und all' ihrer Angehörigen geblieben, nachdem solche Großmuth an ihm geübt worden, wie er sie nimmer hätte erwarten dürfen.

Nach jener Stunde aber, da dem Heinz Grefe und seinem Sohne die Freiheit angekündigt worden war, gingen die beiden Edelleute mit Notar Geiler neben Meister Schwarz durch die Gassen der Stadt nach dem frohen Hause, wo Bräutigam und Braut des Vaters harrten. Da reichte Junker Matthies Beiden in tiefer Bewegung, aber mit freiem Anstande und ohne Schmerz die Hand und brachte seine aufrichtigen Glückwünsche dar. Da trank Heinz Grefe mit dankbarer Rührung den „guten Tropfen" aus dem Keller des Meisters Schwarz und versprach, noch öfter wiederzukommen, wenn man ihm die Einkehr gestatte. Als aber Notar

Geiler, der die beiden Edelleute auf seinem Wägelein mit über den Landgraben nehmen wollte, die Abreise zu beschleunigen suchte, mahnte ihn Meister Schwarz zu bleiben bis zur Hochzeit, die in wenigen Tagen stattfinden sollte.

„Nein, lieber Meister", entgegnete jedoch Geiler, „laßt mich nur heim zu meiner geliebten Anna Zuberin und meinem kleinen Hänslein, an dem ich, so Gott will, dieselbe Freude erleben möchte, wie Ihr an diesem Eurem Sohne Herman und an seinem herzigen Kätherlein. Auch rufen die Geschäfte. Dazu ist die Weinlese nicht mehr fern, und leider kommt wieder der Bär von den Bergen und beschädigt die Reben. Es haben sich schon etliche Bürger mit mir unterstanden, dieß Gewild umzubringen, wo ich vorangehe."

„Was geht Euch, Mann von der Feder, der Bär an! Wollt Ihr ein Protokoll gegen ihn aufsetzen?"

„Nun, wir führen auch den Stahl nicht übel, Meister Schwarz!"

„Ich weiß, daß Ihr ein herzhafter Mann seid, lieber Notarius, und hab' davon gehört, wie Ihr allein damals zu Colmar dem von Dahn zugesetzt habt, da Alles vor dem wilden Junker wich. Aber dennoch, laßt mir den Bären! Es ist nicht Eures Amts, solch' bös Gewild ob weniger verzehrter Trauben zu strafen.

Wollt Ihr aber durchaus dabei sein, so bleibt dahinter und laßt Andere voran!"

Der Notarius zuckte die Schultern, lud die beiden Edelleute ein, aufzusteigen, grüßte nochmals Meister und Gesellen, Mutter und Tochter, Braut und Bräutigam, und ließ — davonfahrend — das hochbeglückte Haus hinter sich.

Siebentes Kapitel.

Zum Schluß.

Der Erzähler der Geschichte vom Thurmkätherlein konnte im Verlaufe derselben oft durch Berufung auf Chroniken jener Zeit die Wahrhaftigkeit seiner Mittheilungen beglaubigen und hätte es noch viel öfter vermocht, als er gethan oder gewollt hat. Nun aber, da der Schluß begehrenswerth erscheint, wird es zur Nothwendigkeit, die Nachrichten der Chronisten nicht mehr zu umschreiben, sondern zuweilen ihren Bericht selbst nackt und dürr, wenn auch in unserer Rechtschreibung anzuziehen, insofern die vorstehende Erzählung noch ergänzt werden soll.

Wohl wäre von so mancher Persönlichkeit, die dem Leser vorgeführt worden, nichts auf die Nachwelt gekommen, wenn ihr Dasein nicht im Zusammenhang

mit Andern gestanden wäre, deren Namen, Wirken und Bedeutung für jene Zeit uns überliefert werden mußten. So berichtet der alte Chronist Maternus Besler, indem er das Leben des weitberühmten, originellen Straßburger Kanzelredners Geiler von Kaisersberg erzählt, von dessen Vater, unserm Notar und Stadtschreiber von Ammersweier, daß derselbe drei Jahre nach der Geburt seines Hännsleins — also noch Anno 1448, da Thurmkätherleins Hochzeit gefeiert wurde, — in große Widerwärtigkeit fiel; „denn als ein Bär zu Ammersweier beschädiget die Reben, da unterstunden sich etliche Bürger, dieß Gewild umbzubringen. Zu diesen fügt sich gedachter Johannes Geiler mit männlichem Gemüth, und als ihm der Bär begegnet, verließ er sich auf seine Mitgesellen und stach den Bären. Jedoch traf er ihn nicht recht, deßhalb ihn der Bär auf den Tod verwundt, vorab an einem Schenkel — — — als von ihm gewichen waren alle seine Gesellen. Diese Wund ward entzündet von dem Feuer St. Antonii (dem Brand) und er starb bald. Also ward der Sohn, dreijährig, seines Vaters beraubt und seinem Großvater zu Kaisersberg zu erziehen überantwortet, der zog dieses Kind zur Schul; nachgehends schickt er ihn auf die hohe Schule gen Freiburg . . .“

Aus dieser Nachricht erhellt jedenfalls, daß sich

Notar Geiler in der Hoffnung auf seinen Sohn nicht getäuscht, der als Domprediger zu Straßburg der erste seiner Zeit ward; ferner, daß der früh verstorbene Vater wirklich ein herzhafter Mann war, aber auch daß Meister Schwarz Recht hatte, ihn vor einem Bären des Wasgaugebirges zu warnen, von welchen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch mehrere geschossen wurden, deren einer 14 Fuß in der Länge gehabt haben soll.

Mit Trauer vernahm man die Botschaft vom Tode des Notars Geiler im Hause des Meisters Schwarz zu Schlettstadt, wohin auch Kätherleins Vater völlig versöhnt zur Hochzeit gekommen war. Der Pritschenmeister Ittel wachte dabei auf treue Beobachtung der altherkömmlichen Bräuche, und der Fiedelhanns geigte — neugewandet und mit neuem Instrument — zum frohen Hochzeitsreigen, wußte auch seit der Herlisheimer Geschichte immer, wo er einkehren durfte, um seinen Durst ohne Vorwürfe löschen zu können.

In Glück und Liebe vergingen dem jungen Ehepaare die Monate, und Herman mischte sich noch wenig in die öffentlichen Angelegenheiten der Stadt, welche seinem Kätherlein jenes kostbare Faß, das er selbst gefertigt, und gefüllt mit Türkheimer Brand aus Stützels Keller, zum Hochzeitsangebinde verehrt hatte. Das edle

Verhalten der Schlettstadter gegen ihren gefährlichsten Feind ward inzwischen ruchbar im Lande und von Jedermann gepriesen. Es brachte der kleinen Reichsstadt an der Ill fast noch mehr Ruhm, als ihre Waffenthaten. Das empfand auch der hohe Rath wohl, und so ließ er eine Säule aufrichten, auf welcher mit lateinischer Inschrift die Erinnerung an jenen „Sieg und Triumph" spätern Geschlechtern überliefert wurde, so daß man noch nach Jahrhunderten von dem Steine lesen konnte, was sich in der Fehde mit Heinz Grefe begeben und wie die Sache schließlich „gerichtet ward."

Aber der Rath der Stadt setzte sich fast gleichzeitig noch ein bedeutsameres Monument, das, nicht von Stein, den Ruhm der Stadt noch lauter predigte, — eine Schule, die berühmte Mutter aller Gelehrtenschulen Deutschlands.

Man war darauf aufmerksam geworden, wie Gewerbe und Kunst in Straßburg aufblühten, nachdem der Münsterthurm fertig zum Himmel aufragte, während gleichzeitig in der Stille daselbst ein geborner Schlettstädter, Johann Mentelin, an der noch ungeborenen Buchdruckerkunst mit erfand. Man hatte beim Küferfest zu Colmar wahrgenommen, wie daselbst die Kunst durch des jungen Martin Schön Malereien das Leben verschönte, und man fühlte auch in Schlettstadt das

Bedürfniß, dem Leben einen geistigen Gehalt zu geben, welcher die Sitten der kriegslustigen Jugend mildern konnte, wie es seiner Zeit schon Conrad Lang und Meister Schwarz ausgesprochen hatten. Daß die Klosterschulen hierzu nicht genügten, sah man wohl ein, und so ward eines Tags Magister Ludwig Dringenberg aus Westfalen berufen, eine Schule in Schlettstadt zu gründen. Herman Schwarz war ihm einst zu Freiburg begegnet, hatte ihn wohl im Gedächtniß behalten und viel von ihm geredet und auf ihn verwiesen. Jetzt hatte er die Freude, den gelehrten Magister oft bei sich einkehren zu sehen und ihm und seinem Kätherlein erzählen zu hören von den Städten der Alten, wo Kunst und Wissenschaft ihre Heimath und Pflege gefunden.

Im Uebrigen verfloß dem jungen Ehepaar das Leben in ziemlich einförmigem Glück, bis allmählich die Kindlein „in der Reihe um den Tisch gar fein und höflich standen in Zucht und guter Sitte", wie es in jenem Spruche hieß, der auf dem Fasse stand. Die Zeiten waren im obern Elsaß friedlicher geworden. Dagegen schlugen sich im untern Lande die Lichtenberger und Lützelsteiner Grafenbrüder mit ihren Vettern von Ochsenstein und Leiningen, bis sich Pfalzgraf Friedrich, der inzwischen Kurfürst bei Rhein geworden war, daselbst dem unruhigen Adel immer furchtbarer machte.

Vor ihm, dem „bösen Fritz", wie ihn seine Feinde nannten, wich auch Walther von Dahn aus dem Lande. Arm geworden, begnügte sich der wilde Junker, des Bischofs von Straßburg Amtmann zu Markolsheim zu werden, wodurch er ein Nachbar von Schlettstadt und Colmar wurde, was man ebendaselbst nicht sehr angenehm empfand. Besonders in letzterer Stadt erinnerte man sich jener Mißhelligkeit während des Schützenfestes und fürchtete Manches von der Rachsucht des hochmüthigen Edelmanns. In der That widersagte er auch schon 1451 ohne Streitursache der Stadt Colmar, trieb ihr Vieh vom Ried hinweg, das um 3000 Gulden gelöst werden mußte, während er auch etliche Bürger fing und nur gegen schweres Lösegeld wieder frei gab. Leider hatte Colmar wegen seiner selbstsüchtigen Theilnahmlosigkeit an anderer Städte Noth jetzt da und dort nur Schadenfreude zu erwarten. Ein Jahr später, wenige Tage, nachdem die schöne Gertraud Störlin sich nach Mühlhausen an den Küfermeister Wenzel Köchlin verheirathet hatte, widersagte Junker Peter Blümlin denen von Habstadt und hatte seinen Aufenthalt im Gasthofe „zum Schlüssel" zu Colmar, nachdem er selbst sich mit dieser Stadt nach langer Feindschaft vertragen hatte. Oft gewarnt, sich an einen sicherern Ort zu verfügen, blieb er dennoch, bis zuletzt die Die-

ner des von Hadstadt kamen auf „einem Wagen in Pilgers Weise und erstachen obbemeldeten Peter Blümlin zu todt in vorgemeldeter Herberg." Als man davon in Schlettstadt hörte, erkannte man, daß der Hadstadter die List, mit welcher seine Stadt und Burg Herlisheim genommen worden, wohl gemerkt hatte.

Großes Aufsehen machte aber damals auch zu Schlettstadt die Einnahme Lützelsteins durch Pfalzgraf Friedrich, worüber man bald ein Lied sang, das der Fiedelhanns umhertrug:

„Man hört die Büchsen sausen
Zu Lützelstein an der Maur.
Es mocht' wohl manchem grausen . . ."

Die Lützelsteiner Grafen selbst waren bei Nacht davon gekommen, wichen aber vor dem „bösen Fritz" aus dem untern Lande und wandten sich in's obere Elsaß, wo sie viele Bürger von Colmar fingen. Pfalzgraf Friedrich hatte bei seinem Zug gegen Lützelstein die zugesagte Hülfe der Colmarer vergeblich erwartet. Jetzt gedachte die Stadt in ihrer Noth des Pfalzgrafen, schrieb ihm, aber sie erwarteten nun ebenso vergeblich die Erfüllung seiner Zusage, so daß die Leute sagten und der Chronist schrieb: „Die Colmarer seien in die Grube gefallen, die sie selbst gegraben." Jene Lützelsteiner Grafen aber mußten vor dem Pfalzgrafen in fremde Länder flüchten

und starben im Elend, so daß ihr Geschlecht nun dennoch ausstarb, trotzdem ihr Vater Burkhard von Lützelstein aus dem Chorrock gesprungen war, um es zu verhindern.

Während all dieser Widerwärtigkeiten an andern Orten genoß Schlettstadt tiefen Friedens. Sein Handel mit Wein ging immer stärker die Ill hinunter nach Straßburg, und den Rhein nach Cöln, in das Land zu Geldern, Brabant, Holland, Seeland. Zugleich blühte die Schule des Magisters Dringenberg recht freudig auf, da sowohl Bürgerskinder, als adelige Jünglinge herbeizogen, um in den Sprachen unterrichtet zu werden. Und der gelehrte Mann fand in dem Umgang mit den bildungsbedürftigen Elementen unter der Bürgerschaft, vor Allem aber in den Unterredungen mit Herman Schwarz und dessen holdem Weibchen, ein frohes Genügen, das sich auch stets diesen selbst mittheilte.

Anders war es jedoch mit dem bejahrten Meister Schwarz und seiner Frau Agathe geworden. Zwar konnten sie, nachdem auch Sabine die Hoffnungen ihrer heimlichen Liebe gekrönt sah und als Küfermeisterin Butzer in der Stadt wohnte, in keiner besseren Pflege stehen, als bei ihrer lieben Schwiegertochter, dem Kätherlein. Aber sie konnten so Manches

nicht verwinden, was dieses selbst mit ihrem Manne gar nicht kümmerte, daß nämlich so Manche in der Stadt sich besser und vornehmer zu dünken anfingen, als das „Thurmkätherlein." Kaum war die Begeisterung für die That Hermans nach dem Plane seines geliebten Kätherleins wieder etwas verrauscht, so erinnerte man sich wieder ihrer niedern Herkunft und Armuth von Haus aus, und da und dort ward mit Nasenrümpfen bemerkt, was denn der Familienstolz des Meisters Schwarz bezweckte, wenn er seine beiden Kinder an Leute von niederem Stande verheirathen wollte: die Tochter an einen armen Küfergesellen aus unansehnlicher Familie, deren Sohn gar an ein Thorwärtelskind. Alle Diejenigen, die einst selbst verlangend nach Herman Schwarz geschaut hatten, redeten nur noch achselzuckend von ihm und seinem „Thurmkätherlein", und konnten dieß um so ungescheuter, je mehr sich die jungen Ehegatten zurück in das Leben ihrer jungen Familie zogen. Und zu dieser Zurückgezogenheit fanden sie um so mehr Anlaß, als sie einst bei öffentlichem Feste geflissentlich übersehen wurden von den einherstolzirenden vornehmen Familien der Stadt, von den Rappenkopf, Ohnefroh, Schultheiß Hammer, Rath Pfeffinger, Heilmann, Ullmann, Kempf und Anderen. Herman und Kätherlein, das so manchem armen

Studentlein schon damals eine fürsorgende Gönnerin war, ertrugen solche Zurücksetzung leicht; aber ihren Eltern machte sie um so mehr Kummer, und Meister Schwarz und Frau Agathe grämten sich in ihren einsamen Stunden nicht wenig, ohne Abhülfe zu wissen.

Diese sollte durch ein Ereigniß kommen, das in den Annalen jener Zeit als eine der schlimmsten Thaten des verwilderten Adels verzeichnet steht und im ganzen Lande großes und gerechtes Aufsehen machte.

Junker Michael Würmlein, von dem der Leser dieser Erzählung schon einigemal gehört, wie er als mittelalterlicher Stutzer und halblächerliche Figur in Colmar umherging, hatte nemlich seine Häkeleien mit dem wilden Walther von Dahn bei dem Colmarer Fest, so wie die Drohungen desselben längst vergessen und in den Wind geschlagen. So sehr er gegen alle Jungfrauen, edle und bürgerliche, den Galanten gespielt, war er doch ledig geblieben, bis sich ihm 1455 noch eine sehr annehmbare Partie von Breisach aus bot. Hans von Wißwiler daselbst hatte eine Tochter, die von dem feinen Anstand, den modischen Kleidern und witzigen Worten Michel Würmleins bei Gelegenheit so bezaubert ward, daß sie gern in die Ehe mit dem Junker von Colmar willigte. Der Hochzeitstag war gekommen; Hans von Wißwiler setzte mit seiner bräutlichen Tochter und großer

Freundschaft von Breisach über den Rhein und ritt dann mit dem ganzen Hochzeitszug — an die fünfzig Pferde — weiter, Colmar zu durch das Kastenholz. Bald trafen sie dort auch den ungeduldigen Bräutigam, der duftend und gar herrlich, nach der neuesten Mode des burgundischen Hofes gekleidet, an der Spitze von ebenfalls gegen fünfzig „Pferden" zwischen den Birken, Buchen und Eichen des ebenen Waldes heransprengte, um sein „Gemahel zu empfahen." Da war nun die Lust groß und sie ritten in lauter Freuden weiter, zumeist Leute vornehmen Standes, Herren, Frauen und Töchter, aber auch andere angesehene Leute vom Rath, so Meister Störlin, der den Wein zum Hochzeitsfeste zu liefern hatte. Dazu lief eine Rotte Schellennarren unter Anführung des Pritschenmeisters Ittel vor der Gesellschaft her mit allerlei Kurzweil, daß man lachte und jauchzte. Junker Michel Würmlein war aber gegen seine Braut geschmeidig, wie eine Honigpuppe und zerfloß in lauter Süßigkeit. Da man nun im Angesicht des Dorfes Sundhofen an den Illfluß kam, trabte er, um sich von seiner stattlichsten Seite zu zeigen, den Frauen voran über die Brücke, und mit etlichen Freunden in das Dorf hinein.

Aber, o Himmel! wie ward ihm da, als plötzlich im Dorfe an die achtzig wohlgerüstete Reiter über ihn und seine Begleiter herstürzten, Alles von den Pferden

stachen, daß die meisten alsbald todt auf dem Lande lagen und Würmlein selbst, eh' er sich's versah, einen Spieß am Bauch hatte, der ohne Rücksicht auf das Tuch und Gewand ein tiefes Loch machte, aus welchem alsbald ein Blutstrom schoß!

Als sich aber Junker Michael Würmlein mit all' seinen schönen Kleidern auf dem Sande im eigenen Blute wälzte, hatte er noch so viel Besinnung, unter den Angreifern Junker Anton von Hohenstein und Velten von Neuenstein, sowie etliche von des Straßburger Bischofs Rupprecht Hofgesinde zu erkennen. Er sah auch noch den armen Ittel in seiner Pritschenmeistertracht hochgestreckt an einer Eiche stehen, an welche dessen beide Ohren angenagelt waren waren. Auch hatte er noch das Geschrei der Weiber, das Röcheln der Sterbenden und den Jammer des Meisters Störlin gehört, dem mehrere rohe Knechte ganz besonders zuzusetzen schienen. Nun vernahm er aber noch eine Stimme, die ihm vollends klar machte, wer der Anstifter war.

„Nun, Würmlein! Juckt Euch der Rücken noch, schlechte Witze zu reißen!" sprach ein Reiter, indem er dem Verwundeten noch mit der flachen Klinge auf den untern Theil des Rückens schlug. „Ihr seht, mein feines Männlein, ich halte Wort!"

Würmlein sah das freilich. Er hatte auch in sei-

nem gefährlichen Zustand noch die Stimme Walthers von Dahn erkannt, der, als bischöflicher Amtmann, von Markolsheim aus diesen Anschlag leitete, so seine Drohungen verwirklichend, die er einst unter ganz andern Umständen zu Colmar ausgestoßen hatte. „Und wurden Etliche erstochen und viel verwundet, unter welchen Junker Michael Würmlin auf den Tod verwundt ward, wiewohl er nit starb. Viel wurden gefangen. Es war also ein erbärmlich Geschrei der Frauen auf den Wegen, davon nit zu sagen ist, denn denselbigen wurden ihre Kleinnodien genommen . . . Also nahmen sie die Gefangenen und rannten gen Markolsheim zu. Als bald solches Geschrei nach Colmar kam, schlug man Sturm und eilte ihnen nach bis gen Müntzenheim." Da nun Walther von Dahn und die Seinigen der Nachsetzenden ansichtig wurden, berichtet der Chronist weiter, forderten sie mehreren ihrer Gefangenen den Eid ab, sich auf ein bestimmtes Ziel wieder zu stellen. Wir wollen hier gleich hinzusetzen, daß die Vereideten auch ihr Wort halten und auf jenes Ziel in die Gefangenschaft zurückkehren wollten, dabei jedoch von dem Landvogt im Oberelsaß aufgegriffen und daran verhindert wurden.

Diese That machte am ganzen Oberrhein das größte Aufsehen und nicht bloß Herzog Albrecht von Oesterreich, sondern der rheinische Kurfürst, Pfalzgraf

Friedrich selbst, überzogen als Rächer den Straßburger Bischof, dem manches Dorf beraubt und das Gut nach Colmar gebracht wurde. Die Bürger von Straßburg und Colmar aber zogen auf des Pfalzgrafen Wunsch heran, um sich mit denen von Schlettstadt zu vereinigen. Denn Walther von Dahn und seine Helfer hatten ihre Beute sammt den zurückbehaltenen Gefangenen, darunter Meister Störlin von Colmar, nach der gewaltigen hohen Königsburg gebracht, die hoch über Schlettstadt am Eingang des Leberthals ihre mächtigen Mauern und Thürme von rothen Quadern erhob. Die Burg wurde genommen, die Gefangenen befreit. Conrad Lang und Herman Schwarz thaten dabei wieder das Beste, und letzterer hatte die Freude, dabei mit Bekannten aus früheren Tagen, als Peter Stützel von Türkheim und Wilhelm Herter von Straßburg, zusammen zu treffen.

Noch eine andere Bekanntschaft aus junger Zeit wurde erneuert. Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, wie ihn die Geschichte nennt, der „böse Fritz", wie ihn seine Feinde hießen, hatte eben einen seiner vielen Kriege glücklich, wie alle, beendigt und benutzte die Gelegenheit, die ihn nach dem Elsaß führte, auch Schlettstadt zu besuchen. Da war großer Jubel, als der erste weltliche Kurfürst (der größeres Ansehen im Reiche genoß, als der schwache Kaiser selbst, und der schon als

Landgraf des Elsasses von Reichswegen eines freudigen Empfangs gewiß sein konnte!) mit einem stattlichen Gefolge in der Illstadt einritt, über welcher das rothe Münster im Sonnenlicht glänzte.

Auch Kätherlein stand mit ihren zwei Kleinen am Fenster, den Einzug zu sehen, während ihr Mann ins Rathhaus befohlen war. Eben kam der siegreiche Kurfürst von der Pfalz vorüber, umgeben von den Edeln seines Hofs und elsässischen Herren. Da hielt ein ritterlicher Herr vor dem Fenster in voller Rüstung, den Helm zierte der Hadstadter Bergknappe mit rothen und gelben Federn, auf dem Schilde schimmerte ein rothes Kreuz im gelben Feld.

„Kätherlein — — ach, Frau Meisterin, kennt Ihr mich nicht mehr?“

„Mein edler und gütiger Herr von Hadstadt!“ sprach Kätherlein bewegt, indem sie die dargereichte Hand ergriff.

Der Zug stockte.

„Wer ist das holdselige Weiblein, dem unser Freund die Hand darstreckt?“ fragte Kurfürst Friedrich Herrn Smaßmann von Rappoltstein, welcher neben ihm ritt.

Sobald die Auskunft erfolgt war, wandte der heldenmüthige Fürst sein edles Roß und lenkte es unmittelbar an das Fenster.

„Vergönnt, liebe Frau", sprach er zu der Betroffenen, „daß ein Freund Eures Mannes Euch begrüße. Reicht mir Euer Händlein, — und laßt Euch sagen, wie sehr es mich freuen kann, daß Herman Schwarz so glücklich in der Liebe, als im Felde ist, — was wir Beide einigemaßen gemein haben. Denn auch ich habe ein Weiblein Eurer Art, schöne Frau!"

„O mein Fürst, mein gnädiger Fürst!" stammelte die Beschämte, während dem alten Schwarz und der Frau Agathe, welche hintendran in der Stube standen, das Herz in der Brust vor Stolz und Freude hüpfte.

„Leider kann ich nicht länger weilen", fuhr der siegreiche Kurfürst fort, während das Volk herbeidrängend in Jauchzen ausbrach. „Aber ich versehe mich Eurer Gunst, daß ich Euch Abends im ersten Reigen führen darf!"

Damit grüßte er nochmals huldvoll und sprengte unter dem Jubel des Volkes davon. Kätherlein war noch ganz bestürzt über diese Begegnung des berühmtesten Fürsten seiner Zeit. Sie hatte gar nicht daran gedacht, dem Fest im Rathshofe für den Abend beizuwohnen. Aber Meister Schwarz sagte einfach, das müsse geschehen, und Frau Agathe brachte die schönsten Kleider und den reichsten Schmuck in Vorschlag; sie konnte sich fast nicht darein finden, als ihre Schwieger-

tochter sich für das einfachste weiße Gewand mit blauen Säumen entschied.

Unterdeß war der Kurfürst von der Pfalz vom hohen Rath empfangen worden, wobei er bald Conrad Lang, den bewährten Kriegshauptmann der Schlettstädter, heraus fand und von diesem sich zu Herman Schwarz führen ließ, der nun an viele der Einzelnheiten beim Colmarer Schießen aus fürstlichem Munde wieder erinnert wurde. Sie sprachen längere Zeit mit einander, während Schultheiß und Räthe sich mit dem Gefolge des Fürsten beschäftigten.

„Schade für den Geiler", sprach Kurfürst Friedrich. „Er war ein kluger Kopf und herzhafter Mann, verstand uns damals auch, und die Colmarer hätten wohl gethan, dem Bunde beizutreten, den wir im Sinne hatten; so hätte auch wohl dieser Walther von Dahn nicht gewagt, was er gethan. Doch, Colmar, wie Du willst! — Des Geilers Söhnlein soll also viel versprechen? Nun, vielleicht hören wir ihn dereinst noch zu Heidelberg uns Mores predigen, wenn wir's erleben. Damals glaubte mir's der Geiler nicht, daß, wenn ich einmal ein Weiblein nehme, ich solches aus den Städten holen werde. Nun, seht, Herman Schwarz, ich habe ein ebenso holdes Mannräuschlein daheim, als Ihr, — meine Clara ist ein Augsburger Kind, und weil mei-

nes seligen Bruders Sohn einmal Pfalz und Kurhut erbt, konnt' ich mein Lieb nach freier Wahl suchen. Kommt Ihr einmal nach Heidelberg, soll Euch Clara einen Becher besten Weins aus dem Schloßkeller füllen, und ich will ihr erzählen können, daß ich zu Schlettstadt mit Euerm Kätherlein im Reigen gestanden."

Und der Abend kam, die Pfeifen und Drommeten ertönten im festlich geschmückten Saal, und die Pracht und Freude zog durch denselben bis in die tiefe Nacht. Am andern Morgen aber ging Frau Agathe, welche am Festabend bei den Kindern daheim geblieben war, auf Besuch in die Stadt zu allen Freunden, von Haus zu Haus, auch dahin, wo sie seit Jahren nicht mehr hingekommen war. Und überall ließ sie sich wieder erzählen, welche Ehre das für die Familie war, wie der heldenmüthige Kurfürst das Kätherlein im Reigen geführt vor allen Andern, wie dann die Edelleute nach einander mit ihr getanzt, zuletzt auch der Schultheiß und die jüngern Räthe, froh, daß sie nahen durften; wie auch Junker Matthies Grefe das Kätherlein geführt habe, und der hohe Kurfürst bei Rhein immer wieder zu ihr und dem Herman zurückgekehrt sei, um mit ihr heiter und huldvoll zu plaudern. Sie habe aber auch gar schön ausgesehen in ihrer Ehre, von welcher auch der Sabine neben ihr ein Theil zufiel,

da alle die vornehmen Herren und die angesehensten Bürger, die nicht an Kätherlein hinangelangen konnten, mit der guten Sabine tanzten.

Beladen mit diesen Berichten ging dann Frau Agathe langsam und mit feierlichem Schritte die Hauptgasse hinunter am Münster vorüber, heimwärts. Sowohl am Hause der Pfeffinger, Kempf, Heilmann, Wimpfeling und Witz, als an dem des Schultheißen Hammer sah sie empor und empfing die Grüße aus deren Fenstern mit kühlem Dank, der ein Gebührendes hinnimmt. Und von dem Tage an bis zu ihrem Tode hatte sie keine Klagen mehr über Zurücksetzung ihrer Familie auszustoßen.

Und Jahr um Jahr verging; der Ruhm des Pfälzer Kurfürsten, der in glorreichen Feldschlachten alle seine zahlreichen Feinde nieder warf, stieg immer höher, in bescheidenerem Grad auch der Ruhm der Schlettstädter Gelehrtenschule. Die Zeiten waren in den obern Gegenden des Elsasses sehr friedliche geworden, und erst nach Jahrzehnten hatten die Annalen wieder von Unruhen zu berichten, bei welchen auch wieder Namen erscheinen, die dem Leser durch unsere Geschichte vom Thurmkätherlein bekannt geworden sein dürften.

Anno 1468 machte der Müller Heinrich Klee

Forderungen an die Stadt Mühlhausen wegen des Mühlenwassers, wurde aber abgewiesen und verkaufte nun sein vorgebliches Recht an einige Edelleute, die der Stadt von jeher Feind waren: die Regenbacher, Bollwiller und Wilhelm Kappler. Alsbald wurden die Bürger von Mühlhausen aufgegriffen, wo man sie traf; da aber die Stadt damals noch zu den zehn Reichsstädten des Elsaßes zählte, erstiegen eines Tages die Bürger von Türkheim und Kaisersberg unter ihrem Hauptmann Peter Stützel, die Egisheimer Schlösser, wohin der Adel den Heinrich Klee als Kommandanten gesetzt, erschlugen diesen Müller, hängten Andere auf und verbrannten das Schloß. Die Edeln aber mußten die Stadt entschädigen.

Aber aus dem nämlichen Jahre berichtet die Chronik vom Wiederausbruch des Krieges zwischen Mühlhausen und dem umliegenden Adel wegen gar geringfügiger Ursache, die aber weltgeschichtliche Folgen und den Sturz eines der mächtigsten Reiche nach sich führte.

Ein Küferknecht bekam nämlich zu Mühlhausen von seinem Meister sechs Plapperte, nach unserem Gelde etwa fünf Groschen, an seinem Lohne abgezogen, klagte deßwegen beim Bürgermeister, der dem Knechte rieth, sich mit seinem Meister zu vergleichen, da er sich so geringfügiger Sache nicht annehmen wollte. Da ging

der Knecht mit der Drohung aus der Stadt, er werde sich rächen. Gewarnt durch die Geschichte mit dem Müller, schickte jetzt der Bürgermeister dem Zürnenden die sechs Plappert nach Brunnstadt in die Schänke, wo derselbe eingekehrt war. Der tückische Knecht ging aber im Angesicht des Boten aus der Schänke und war nicht mehr zu finden, so daß der Bote den Wirth zum Zeugen anrief und wieder heimkehrte. Nun aber suchte der boshafte Küferknecht seine Sache bei dem Adel (mit dem er schon früher in Verbindung gestanden haben mochte; denn zu Colmar und Schlettstadt wollte man wissen, es sei derselbe rothe Peter, welcher vor zwanzig Jahren als Ziegenschurz bei dem reichen Störlin in der Lehre gewesen und an jenem Festtage die Ohrfeige von demselben Wenzel erhalten hatte, der ihm als Küfermeister zu Mühlhausen die sechs Plappert vorenthielt, wenn Letzteres nicht eigentlich Frau Gertraud gethan, die nach dem Gerücht etwas geizig und streng gewesen sein soll). Also ging der Küferknecht auf's Schloß zu dem Junker von Regisheim und verkaufte diesem seinen Anspruch. Sogleich schickte der Edelmann seinen Boten nach Mühlhausen hinein mit dem Vermelden:

„Er habe für die Stadt aus Freundschaft, sechs Plappert ausgelegt, so möge man ihm dieß Geld sammt

den aufgelaufenen Kosten durch seinen Boten zurückschicken."

Nun meinten aber die von Mühlhausen, es sei ein sehr unerbetener Freundschaftsdienst und sie könnten selbst die sechs Plappert bezahlen, hätten solche auch dem Knechte nachgeschickt, der sie jedoch nicht annahm; diesen aber darum zu bitten, stünde unter ihrer Würde, sie erböten sich gegen ihn aber den Weg Rechtens.

Darauf nun hatte gerade der Junker von Regisheim gelauert, klagte bei den österreichischen Landvögten im Sundgau und begann alsbald mit diesen die Feindseligkeiten gegen Mühlhausen. Das Vieh wurde den Bürgern weggetrieben, das Feld abgemäht, die Reben abgehauen. Da wandte sich die bedrängte Stadt in solcher Noth an die befreundeten Schweizer, schloß einen Bund mit denselben und trat als zugewandter Ort in die Eidgenossenschaft. Jetzt hieß Mühlhausen „Schweizer Kuhstall," aber die Eidgenossen brachten Hülfe, sengten und brannten und zogen, herausgefordert, auf das Ochsenfeld zur Feldschlacht, ohne daß jedoch die adelichen Herausforderer erschienen wären. Da ward das Gebiet Herzogs Sigmund von Oesterreich so sehr verheert, daß dieser den Frieden suchte und sich erbot, den Schweizern binnen Jahresfrist

10,000 Gulden zu zahlen, oder ihnen dafür Waldshut und den Schwarzwald zu überlassen.

Herzog Sigmund hatte das Geld nicht, wandte sich deßhalb an Ludwig XI. von Frankreich, der jedoch im Armagnakenkrieg die Schweizer zu sehr kennen lernte, um hier Hülfe bieten zu wollen. Um so bereitwilliger gab der reiche Karl der Kühne von Burgund das Geld und — gegen Verpfändung des österreichischen Gebiets am Oberrhein — noch achtzigtausend Thaler dazu. Als jedoch die auf ihre Freiheit eifersüchtigen Reichsstädte Basel, Straßburg, Colmar und Schlettstadt sahen, wie fest sich die Burgundermacht am Oberrhein einnisten wollte, schossen sie dem Herzog Sigmund das Geld vor, seine Länder wieder einzulösen. Zugleich fingen die Bürger von Breisach den tyrannischen burgunder Landvogt Peter von Hagenbach in ihren Mauern und schlugen ihm das Haupt ab. Da entbrannte der große burgundische Krieg, an welchem die Elsässer Städte ihren gehörigen Antheil nahmen. Straßburg, Colmar und Schlettstadt schickten den Eidgenossen ihre Reisigen und Büchsen. Schon bei Granson halfen sie den Sieg erkämpfen, bei Murten aber standen sie im Vordertreffen, mit Hans Waldmann von Zürich führte Wilhelm Herter von Straßburg die Hauptmacht. Dann, um die vom Rhein zurückgeworfene burgundische

Macht vollends zu zertrümmern, zogen Straßburger, Schlettstadter und Colmarer über das Wasgaugebirge nach Nanzig, wo ihr Geschütz und ihre Reiterei das Beste that und der kühne, stolze Karl von Burgund den Tod fand. Leider erntete Frankreich das Meiste von Siegen, zu denen es nichts beigetragen als Ränke und List.

Unterdeß erreichte die Schlettstadter Gelehrtenschule bereits einen so hohen Glanz, daß von allen Seiten Schüler herbeigezogen und selbst Straßburg die kleine Illstadt beneiden durfte, welche der Mittelpunkt des humanistischen Aufschwungs wurde. Konnte doch später Erasmus voll Bewunderung sagen, Schlettstadt berge mehr geistige Heroen, als der Bauch des trojanischen Pferdes zu fassen vermöchte. Das war besonders der Fall, als ein Schlettstadter Bürgerkind selbst, Hanns Witz, genannt Sapidus — die Leitung der Schule übernahm, der große Humanist Wimpfeling, als ein geborner Schlettstadter, die Welt von seinen Schriften reden machte und Beatus Rhenanus, „der Fürst der Wissenschaften", zu Schlettstadt lebte. Wie sehr aber der Geist der Vaterlandsliebe in diesen wissenschaftlichen Kreisen lebte, zeigt die Schrift Wimpfelings, „Germania", in welcher er den Beweis führt, daß das Elsaß urdeutsch sei und ausruft:

„Lassen wir nicht die übermüthigen Gallier sich aneignen, was unser ist!“

Dieß zeigten aber noch überzeugender die drei Bücher deutscher Geschichte, welche Beatus Rhenanus geschrieben. Es war nicht zu verwundern, daß ein anderer Schlettstädter, Jakob Spiegel, bei drei deutschen Kaisern als Geheimsekretär zu den wichtigsten Staatsactionen gebraucht wurde.

Ein Schlettstadter Küferssohn war aber jener energische, klare, politische Kopf unter den Reformatoren, Martin Butzer oder Bucer, der unter Sickingens Schutz auf pfälzischem Boden die erste protestantische Kirchengemeinde gründete, dann zu Straßburg die Reformation einführte, daselbst die beneidenswerthesten kirchlichen Verhältnisse herstellte und die alte Reichsstadt zu ihrer höchsten bürgerlichen und geistigen Blüthe emporführen half. Als man sagen durfte: „Die Straßburger Staatskirche ist gegründet!“ war eine mächtige Stufe für die Entwicklung der Menschheit gewonnen.

Ob dieser Martin Butzer ein Enkel jenes Mitgesellen und Schwagers von Herman Schwarz war? Uns ist nur berichtet, daß Sabine Schwarz in ihrer Ehe sehr mit Kindern gesegnet ward. Ebenso hat man

jenen Küfermeister Koch von Landau, der unter Pfalzgraf Johann Casimir das große Faß des Heidelberger Schlosses fertigte, für einen späten Nachkommen mütterlicherseits des Meister Schwarz von Schlettstadt gehalten.

Ueber das spätere Leben Thurmkätherleins können wir nur berichten, daß ihr und ihrem Manne lange ein ehrendes Gedächtniß zu Schlettstadt bewahrt wurde. Hat man doch wohl ihren Namen von dem Steine gelesen, den der Stadtrath nach der glücklich beendeten Fehde mit Heinz Grefe, dem Bastard von Lützelstein, zum Gedenken für spätere Zeiten errichten ließ. Derselbe mag unter der französischen Occupation des Landes entfernt worden sein; die Schlettstädter sollten die Erinnerung an die Großthaten ihrer Väter in der deutschen Zeit, an die Bedeutung der freien Reichsstadt vergessen lernen. Nun, wo die Franzosenzeit für das Elsaß vorüber, mögen auch die Schlettstädter wieder in ihrer Geschichte nachgraben, deren Kenntniß ihre Liebe zu dem alten Vaterland wecken muß. Aus der unbedeutenden französischen Landstadt könnte wieder ein bedeutsamer deutscher Culturſitz erblühen, wenn das Gedenken der frühern Größe den alten biedern Sinn, die deutsche Treue keimen läßt. Vielleicht entdeckt man nun zu Schlettstadt bei einigem Nachsehen und einigem

Bemühen auch den Gedenkstein wieder, der von der Sinnes- und Handlungsweise der Väter erzählt und die Erinnerung auffrischt an Herman Schwarz und sein Thurmkätherlein.

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

El paso de las animas.

Roman

von E. von Bibra.

2 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Vermächtniß der Millionärin.

Roman

von

E. Waldmüller-Duboc.

3 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Standes-Vorurtheile

Roman

von

Alfred Steffens.

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr.

Non possumus.

Roman

von

Fr. Hilarius.

3 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Des Hauses Eckstein

Roman

von

J. von Oöen.

3 Bände. 8°. Eleg nt geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Kämpfe.

Roman

von

Levin Schücking.

2 Bände. 8°. Eleg. geheftet. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.